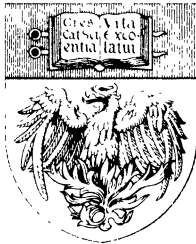


The University of Chicago
Libraries



Nr. 1335

Preis 1 Mark

Rofa Mayreder
Sonderlinge



**Kürschners
Bücherschatz**

Hermann Hillger Verlag / Berlin-Leipzig

JANDER

Kürschners Bücherschatz

Eine Sammlung Romane und Novellen, begründet 1896 von
Joseph Kürschner, herausgegeben von Hermann Hillger

Sonderlinge

Novelle

von

Rosa Mayreder



Berlin • Hermann Hillger, Verlag • Leipzig

Mit der Novelle „Sonderlinge“ trat ich zum ersten Mal als Schriftstellerin vor die Öffentlichkeit. Ich hatte mein sechsunddreißigstes Jahr zurückgelegt, als sie in einem jetzt vergriffenen Novellenband erschien; nahezu vierzehn Jahre waren verflossen, seit ich sie geschrieben hatte. Denn über meiner literarischen Laufbahn waltete ein Unstern. In einem engbürgerlichen Kreise aufgewachsen — mein Vater war Wirt — stand ich ganz außerhalb aller Beziehungen zur Literatur. Meine Ehe mit einem Architekten brachte mir zwar mannigfaltige Förderung auf dem Gebiete der bildenden Kunst, der ich als Malerin angehöre; mit meinen schriftstellerischen Arbeiten blieb ich aber dauernd auf mich selbst angewiesen. So kam es, daß ich erst durch meine Essays „Zur Kritik der Weiblichkeit“ (1905) und meine Sonette „Zwischen Himmel und Erde“ (1908), nachdem ich schon zwei Novellenbände und zwei Romane herausgegeben, sowie den Text zu Hugo Wolf's Oper „Der Corregidor“ verfaßt hatte, allgemeine Anerkennung fand.

Wien, im Juli 1918

Rosa Mayreder



I.

Auf der Promenade vor dem Thor zeigte sich seit einem Vierteljahr ein fremder, junger Mann. Nicht gerade nach der letzten Mode, aber sehr sorgfältig angezogen, Hut, Rock und Schuhe peinlich blank gebürstet, tadellos behandschuht, einen Spazierstock mit elfenbeinernem Knopf in den Händen, so tauchte er regelmäßig um dieselbe Zeit auf und ging mit hygienischer Gründlichkeit zwei Stunden spazieren. Bei einbrechender Dämmerung verschwand er. Obwohl er noch nirgends einen Besuch gemacht hatte und weder Gasthaus, noch Kaffeehaus besuchte, war es der schönen Welt, die sich auf der Promenade traf, nicht unbekannt geblieben, daß der junge Fremde Doktor Traugott Wendelin war, einer der jüngsten Beamten bei Gericht, der aber, von Hause aus bemittelt, schon unter die heiratsfähigen Männer der Stadt zählte. Er wohnte bei einer ältlichen Dame, die wegen ihrer beschränkten Einkünfte nicht jene Stellung in der Gesellschaft behaupten konnte, zu welcher sie ihre Abkunft berechnigte. Sie war weitläufig mit ihm verwandt; er nannte sie Tante und theilte das eingezogene Leben, das sie führte. Im Amte genoß er die volle Gunst seiner Vorgesetzten; sogar die Aufmerksamkeit des Präsidenten hatte er auf sich gezogen. Und da dieser als ein finsterner, wortkarger Mann von fast menschenfeindlicher Unzugänglichkeit galt, fühlte sich Traugott Wendelin geneigt, diese Auszeichnung auf Rechnung seiner ungewöhnlichen Anlägen und Leistungen zu setzen. Die Strenge und Herbeheit seines Gönners war ihm sehr sympathisch; er erschien ihm als das Vorbild eines pflichtgetreuen, tüchtigen Staatsbeamten. Nur in einem Punkte stimmten diese beiden nicht überein. So nett und sauber der Junge sich trug, so verwahrloßt

war der Alte. Ein wilder Bart wuchs ihm struppig um das Gesicht bis an die Augen hinauf, borstige Strähne grauen Haares hingen ihm auf den Rockkragen herab; wenn er ein Buch ergriff, schlugen seine Fingernägel vernehmlich auf, denn sie glichen den Krallen eines Raubtieres in ihrer schwarzen Ungepflegtheit, und manchmal enthüllte eine hastigere Bewegung bedenkliche Defekte an den Kleidern, die unordentlich an seinem gedrungenen Körper hingen. Aber dieser äußerliche Unterschied beeinträchtigte nicht auf die Dauer das Verhältnis, welches sich zwischen dem Vorgesetzten und dem Subalternen entwickelte.

Eines Tages geschah es sogar, daß der Präsident Traugott einlud, ihn zu besuchen. Auf einen so besonderen Beweis von Wohlwollen war dieser nicht gefaßt; er sah sich dadurch einigermaßen in Verlegenheit gesetzt. Und zwar hauptsächlich wegen der Gerüchte, die über das Heim des Präsidenten herumgingen und mit welchen die Tante die Lobeserhebungen des Neffen zu dämpfen pflegte. Der Präsident bewohnte für sich allein ein altes Haus an der Stadtmauer, über das die Tante nunmehr Traugott ausführlich die bedenklichsten Aufschlüsse erteilte. Seit Jahren habe kein Fremder diese Schwelle betreten. Das Haus drohe einzustürzen, der Garten sei eine pfadlose Wildnis, und es nehme die gesamte Einwohnerschaft höchlich Wunder, daß der Präsident und seine Sippe, bestehend aus einer Tochter und einer hinjälligen, halblauben Magd, noch nicht vom Ungeziefer aufgefressen worden sei. Denn jeder Mensch könne sich schon aus der Erscheinung des Präsidenten einen Begriff machen, wie es dort um die Reinlichkeit bestellt sein müsse; zudem habe man vor einiger Zeit bei hellem Tage eine Maus aus einem Fenster auf die Straße springen gesehen, und deswegen sei für das Haus des Präsidenten der Name Mäuseburg aufgenommen.

Da Traugott die alte Dame für eine in allen gesellschaftlichen Angelegenheiten der Stadt wohlunterrichtete Persönlichkeit halten durfte, war er nicht wenig beunruhigt. Er hatte vor Schmutz und Unordnung eine fast ängstliche Scheu; und nun sollte er als Gast in eine so schlimme

Wirtschaft geraten! Einen andern Uebelstand erblickte er in dem Dasein einer Tochter. Über diese konnte die Tante nur sehr unzureichende Auskunft geben. Sie wußte nicht einmal deren Alter. Denn die Frau des Präsidenten sei schon tot gewesen, als er vor weit länger als einem Jahrzehnt an seinen jetzigen Posten gekommen war, und sie konnte sich nicht entsinnen, welches Alter die Kinder damals gehabt hätten. Die ältere Tochter habe vor mehreren Jahren nach einem Ortchen im Gebirge geheiratet; die andere werde niemals erblickt, weder auf der Straße, noch am Fenster, weshalb zu vermuten stehe, daß sie von abschreckendem Außern oder mit irgendeinem Schaden behaftet sei. Denn bei aller Sonderbarkeit des Präsidenten könne man unmöglich annehmen, daß er aus bloßer Willkür das Mädchen im Hause eingeschlossen halte. Im allgemeinen gelte der Präsident überall als Menschenfeind, dem niemand gerne nah käme. Nachdem die Tante diesen Bericht „nach bestem Wissen und Gewissen“, wie sie beteuerte, gegeben hatte, riet sie dem Nessen auf das dringendste, doch vorher noch bei anderen seine Erkundigungen einzuziehen.

Traugott hielt es für unschicklich, sich bei seinen Kollegen um die Verhältnisse des Vorgesetzten zu erkundigen; und da er keinen anderen Umgang hatte, kam der Sonntag heran, ohne daß er authentischere Nachrichten erfahren hätte. So schickte er sich nicht mit freudigen Erwartungen zu seinem Besuche an; er überlegte eine Weile, ob er seinen besten Rock in dieses übelberufene Haus tragen solle. Nachdem er sich für den mittelmäßigen, der im Vergleich mit den Anzügen des Präsidenten immer noch ein Staatskleid war, entschieden hatte, machte er sich auf den Weg, von den Segenswünschen der Tante begleitet.

Das Haus des Präsidenten lag am äußersten Ende der Stadt auf der Anhöhe. Ringsherum wohnten kleine Handwerksleute. Die Gasse mit dem holperigen Pflaster hatte ein dürrtiges Aussehen; sie war öde, eng und schmutzig. Ehe Traugott den rostigen Türklopfer ergriff, spähte er zu den Fenstern hinauf, an denen manche Scheibe nicht mehr ganz war. Weit und breit zeigte sich keine lebende Seele; nur auf dem niedrigen Dache des Nachbarhauses sonnte sich eine Kage. Laut dröhnte der Klopfer durch

die sonntägliche Stille; Traugott empfand einiges Unbehagen, als schlürfende Schritte im Flure hörbar wurden.

Aber die Magd, die ihm öffnete, war noch ganz rüstig und hörte auch nicht so schlecht, wie er nach der Schilderung der Tante erwartet hatte. Sie führte ihn eine zerstellte Holzstreppe hinauf, die unter den Schritten knarrte, eine offene Galerie entlang, welche einen malerischen Ausblick auf altes Gemäuer und in die schattigen Wipfel des Gartens gewährte. Traugott fühlte sich nicht beglückt von dem Zauber der Altertümlichkeit, der hier webte; er hätte die Mauern frischer getüncht, die unebenen Dielen besser gebohnt, die Einrichtungsstücke neu poliert gewünscht. Aber auf den altmodischen Möbeln lag kein Stäubchen, die Gläser und Schalen auf der Kommode blinkten, und Traugott gewann den Eindruck, daß hier im Innern dennoch eine ordnende, freundliche Hand walte. Die Magd hatte ihn in dem fahlen und düstern Gemach, in welchem er diese Beobachtungen anstellte, einen Augenblick allein gelassen; dann kam sie zurück und bat ihn, ins nächste Zimmer zu treten. Dort saß der Präsident an einem Tische mit einem weiblichen Wesen, das der Türe den Rücken zugekehrte. Traugott machte eine tadellose Verbeugung. Der Präsident begrüßte ihn trocken, ohne seinen Platz zu verlassen; die Tochter erhob sich und wendete sich dem Besucher zu. Da verlor Traugotts Haltung ihre elegante Sicherheit. Er starrte dem Mädchen betroffen ins Gesicht, stotterte einige unverständliche Worte, faßte sich für einen Moment, geriet aber sofort wieder in eine nie empfundene Verlegenheit.

Zu seinem Glück schien der Präsident das Auffallende dieses Benehmens nicht zu merken; er lud ihn ein, sich auf einen Stuhl neben ihn zu setzen, und verwickelte ihn ohne jede Einleitung in ein Gespräch über Dinge, von denen Traugotts Gymnasiallaufbahn nur spärliche Begriffe zurückgelassen hatte, wie zum Beispiel die Astronomie. Daher beschränkte sich Traugott auf die Rolle eines stummen Zuhörers. Er bemerkte, daß die Bücher, welche auf dem Tische lagen, Lehrbücher waren und schloß daraus, daß der Präsident seiner Tochter eben Unterricht in den Gegenständen, mit denen er ihn jetzt zu unterhalten strebte, erteilt hatte. Dieses schöne häusliche Verhältnis machte

eine so angenehme Wirkung auf ihn, daß alles, was die übrige Häuslichkeit zu wünschen übrigließ, in seinen Augen vollständig verschwand. Als er sich von seiner ersten Bewegung erholt hatte, wagte er es, einen verstohlenen Blick auf die Tochter zu werfen. Ihr Anblick aber erneuerte die unbegreifliche Erschütterung seiner ganzen, sonst so ruhigen und soliden Gemüthsverfassung. Er erinnerte sich nicht, jemals eine so anziehende weibliche Erscheinung gesehen zu haben. Ihre blauen Augen unter dunklen Brauen waren gedankenvoll auf ihren in lehrhaftem Tone weitersprechenden Vater geheftet; sie schien ihm aufmerksam zu folgen, aber ihre Mienen behielten dabei einen ergreifenden Zug sinnender Schwermut, der mit den jugendlich runden Formen ihres Gesichtes seltsam kontrastierte. Sie konnte ihr achtzehntes Jahr noch nicht überschritten haben, und die Jugend blühte auf ihren Wangen in den zartesten Tönen.

Als Traugott wieder den Präsidenten ansah, begriff er nicht recht, wie dieser häßliche, struppige Mann, der dickbäuchig und schwerfällig, ohne Halsbinde und mit herabgetretenen Hausschuhen in seinem ledernen Armstuhl lehnte, zu einer so liebreizenden Tochter kommen könne; aber diese merkwürdige Tatsache erhöhte seinen Respekt entschieden. Überhaupt war Traugott geneigt, alles, was hier vorging, zugunsten seines Vorgesetzten zu deuten. Daß derselbe immer fortredete, beinahe ohne von seiner Anwesenheit Notiz zu nehmen, und während des Redens häufig unangenehm schnaubte, auch wiederholt gähnte, ohne den Mund mit der Hand zu bedecken, legte er als Eigenheiten aus, die jedem Gelehrten gestattet sind. Aus dem gleichen Grunde fand er es nicht verlegend, daß der Präsident, als er seine Rede beendet hatte, ihn ohne weitere Umstände fortschickte, indem er seiner Tochter befahl, den Gast hinabzubegleiten. Diese zeigte sich ohne Befangenheit dazu bereit. Desto größer war Traugotts Verlegenheit. Mit jeder anderen jungen Dame hätte er wohl ein Gespräch einzuleiten gewußt; aber was sollte er mit diesem weltfremden, schönen Kinde reden? Das Gespräch über astronomische Probleme konnte er nicht gut fortsetzen; und so suchte er vergeblich nach einem passenden Worte, während

sie die holprigen Gänge und Treppen leichtfüßig vor ihm herging. Daß er ihre Gestalt unausgesetzt betrachtete, erhöhte seine Geistesgegenwart keineswegs. Warum fesselten ihn diese kastanienbraunen Haare so sehr, die im Genick als ein zusammengebundenes Vockenbüschel auf einen breiten, weißen Kragen fielen, und diese Löcher über ihrer Stirne, die von rückwärts als eine dunkle Aureole über ihrem Scheitel sichtbar waren? Warum dieses kleine, rotangehauchte Ohr, das einzige, was er von ihrem abgewendeten Gesichte sehen konnte? Erst an der Türe raffte er sich auf und gab in wohlgesetzten Worten der Hoffnung Ausdruck, sein Besuch möge ihr nicht allzu lästig gefallen sein. Da sah sie ihn mit ihren gedankenvollen Augen erstaunt an und sagte freundlich:

„Allzu lästig? Gar nicht lästig!“

Die Tante war wenig zufrieden mit den Auskünften, die der Nefse über die Mäuseburg von sich gab. Einsilbig versetzte er auf ihre dringende Erkundigung nach den dort herrschenden Zuständen: „es ist nicht so arg;“ doch versäumte er nicht, nachdrücklich hinzuzufügen: „Der Präsident ist ein ausgezeichnete Mann, ein ganz ausgezeichnete Mann.“

Sie aber nahm die Gelegenheit wahr, ihn einige Bemerkungen hören zu lassen, die ihr über seine eigene Person zu Ohren gekommen waren; denn sie bediente sich ihrer verwandtschaftlichen Rechte mit Vorliebe in dieser Richtung. Er wäre das vollendetste Muster eines jungen Mannes, sagte sie, ein Spiegel aller erdenklichen guten Eigenschaften, nur eines fehle ihm zur Vollkommenheit: die Geselligkeit. Warum er sich denn nicht bemühe, in die guten Kreise der Stadt eingeführt zu werden, warum er so eingezogen die Tage seiner Jugend verbringe? Das schicke sich doch nicht für einen jungen Mann, der im übrigen ganz dazu gemacht sei, eine Zierde jeder Gesellschaft zu bilden. Und da er noch immer nicht heraus wollte mit der Sprache, ließ sie ihn merken, sie habe ihn ein wenig im Verdacht jener albernen Eitelkeit, von welcher junge Leute zuweilen befallen würden, der Eitelkeit, als ein Sonderling zu erscheinen. In der That sei er auch in der Stadt bereits als ein solcher verschrien.

„Wie?“ rief er entrüstet. „Ich ein Sonderling? Was um Himmels willen tue ich denn, daß ich in diesen unangenehmen Ruf kommen konnte? Ich bin doch kaum länger als ein Vierteljahr hier; als ich kam, trug ich noch Trauer um meine gute Mutter — ist es da nicht selbstverständlich, daß ich mich zurückgezogen habe? Gewiß, liebe Tante: niemand kann weniger ein Sonderling sein wollen als ich; mein höchster und eigentlich einziger Ehrgeiz ist vielmehr, ein korrekter, normaler Mensch zu sein. Alles, was ich tue, geschieht wirklich nur in dem Bestreben, möglichst gut mit jedermann auszukommen.“

„Nun ja, lieber Nefse,“ sagte die Tante, noch nicht zufriedengestellt, „das ist ein sehr löbliches Bestreben; aber was haben wir denn davon, wenn Sie sich von aller Geselligkeit ausschließen, um gerade nur mit dem Präsidenten zu verkehren?“

Traugott versetzte ablehnend: „Ach, liebe Tante, ich glaube nicht, daß meine bescheidene Persönlichkeit Gegenstand irgendwelcher Aufmerksamkeit ist.“ Und als die Tante eifrigst widersprach — so eifrig, daß sie in Traugott die Vermutung erweckte, sie habe irgendein persönliches Interesse daran, ihn in die Gesellschaft der Stadt einzuführen — fragte er: „Ja sagen Sie mir, wenn man schon mich für einen Sonderling hält, als was gilt dann der Präsident?“

„Als ein Narr,“ antwortete die alte Dame ohne Umschweife. Damit hatte sie sich's aber mit Traugott verscherzt. Er unterdrückte eine ärgerliche Antwort, weil er unverbrüchlichen Respekt vor dem Alter und vor der öffentlichen Meinung hegte, und begnügte sich, mit einem Seufzer zu sagen:

„Wer es doch allen recht machen könnte!“

Nach vierzehn Tagen oder mehr versuchte der Präsident nicht, seinen Schülning zum Abendbrot einzuladen. Nun war es für Traugott ernstlich Zeit, sich darüber Rechenschaft zu geben, welchen Zweck diese Einladungen hätten. Es kostete ihm nicht viel Nachdenken, bis er zur Gewißheit gelangte, sein Vorgesetzter verfolge dabei ein Heiratsprojekt; allerdings erleichterte ihm sein Herz diesen Ideengang. Sein Herz? Hatte er denn je seinem Herzen solche Rechte

gestattet? Hatte er es nicht immer als eine lächerliche und unwürdige Kinderei betrachtet, wenn ein Mann sich auf den ersten Anblick hin in ein weibliches Wesen verliebte und sogleich an eine dauernde Verbindung dachte? Daher konnte er sich nun nicht eingestehen, daß er verliebt sei; aber ebenso unmöglich war es ihm, eine auffällende Sympathie für das liebliche Kind in der Mäuseburg aus seinem Innern wegzuleugnen. An sie zu denken, sich ihre anmutige Gestalt und ihre schwermütige Miene ins Gedächtnis zurückzurufen, war ihm während dieser vierzehn Tage eine angenehme Beschäftigung gewesen; ja in den vier Worten, die sie zu ihm gesagt hatte, lag für ihn ein geheimnisvoller, unwiderstehlicher Zauber. Da es aber nach seiner Ansicht in der Welt nichts unlösbar Geheimnisvolles geben durfte, suchte er seine Gefühle ohne alle sentimentalen Illusionen auf die wahre Ursache zurückzuführen und sagte: Sie ist reif zur Ehe, und ich bin reif zur Ehe — welcher Vorgang könnte also natürlicher sein, als diese gegenseitige Anziehung? Auf diese Weise schien ihm seine Verständigkeit salviert; denn Verständigkeit vor allem dünkte ihm ein Kennzeichen der korrekten Menschen. Er überlegte auch bereits alle Für und Wider einer Heirat, damit er, falls seine Erwägungen ungünstig ausfielen, sich noch beizeiten ohne Skandal zurückziehen könne.

Aber die Tochter des Präsidenten war als eine entsprechende Partie zu erachten, jung, hübsch, wohl erzogen, unverdorben — und so verfügte er sich mit starker Seele in das Haus seines Vorgesetzten, überdies entschlossen, die kleinen Ungeschicklichkeiten seines Benehmens wettzumachen und sich ins beste Licht zu setzen.

Es ging jedoch wie das erstemal. Der Anblick des Mädchens stürzte ihn in Verwirrung, der Alte sprach von allerlei, was ihm eben einfiel, ohne seinen Antworten und Einreden irgendeine Beachtung zu schenken, die Tochter blieb stumm. Aber immer öfter, so kam ihm vor, richtete sich ihr Blick auf ihn und immer länger, ein merkwürdiger Blick, der Staunen auszudrücken schien oder eine Frage, ein räthselhafter Blick, den Traugott nicht aushalten konnte, und den er doch gleich wieder auf sich zu lenken suchte. Seine Lebensart und seine Klugheit protestierten gegen

dieses Augenspiel; er sagte sich, daß es nicht anständig sei, mit der Tochter zu liebäugeln, während der Vater rede. Aber trotz seiner unbegrenzten Hochachtung vor diesem trachtete er seine Aufmerksamkeit vergeblich zu sammeln. Es erschien ihm doch einigermaßen langweilig, daß der Präsident immer allein sprach; wenn Traugott, eine Pause benützend, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben versuchte, so schien er ihn kaum zu hören und unterbrach ihn, indem er sein Thema fortsetzte, als hätte niemand inzwischen gesprochen. Es war unmöglich, seine Aufmerksamkeit auch nur eine Minute lang zu fesseln; während sein Gast sprach, starrte er zerstreut vor sich hin, ergriff wohl auch ein Buch und blätterte darin. Dann richtete Traugott versuchsweise das Wort an die Tochter, die nur scheue und kurze Antworten gab, so daß er dieses Beisammensein endlich ziemlich unbehaglich und peinlich gefunden hätte, wenn nicht die stumme Sprache jener herrlichen Augen ihn in einen wunderlichen Zustand heimlicher Wonne versetzt hätte. Da er niemals verliebt gewesen war, ja noch nicht einmal einen Kausch gehabt hatte, war dieser Zustand ein ganz unvergleichlicher und nie dagewesener für ihn, dessen er sich schämte, und den er doch, sobald seine Verständigkeit für einen Moment unterlag, begierig genoß. Durch diesen Zwiespalt zwischen seiner Verständigkeit und seiner Verliebtheit war er so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß ihm jedes unbefangene Urtheil über die Verhältnisse, in welche er hineingeraten war, abhanden kam; er fühlte die Pausen des Gespräches nicht in ihrer unerträglichen Länge, noch den Druck, der auf der Unterhaltung lastete.

Nach dem Mahle, bei welchem der Präsident sehr viel getrunken hatte, wurde er etwas leutseliger; er zündete sich eine türkische Pfeife an und saß bald in einer Wolke dichten Rauches.

„Keine unverständigere Einrichtung gibt es doch,“ sagte er unter anderem, „als das gesellschaftliche Leben. Nichts ist mir so sehr verhaßt als Geselligkeit; ich finde in ihr die Quelle aller menschlichen Übel. Wo existierten je zwei Menschen, die gleichen Geschmack, gleiche Neigungen und gleiche Ansichten gehabt hätten — und doch pferchen sie sich zusammen, treten sich gegenseitig auf die Füße, bohren

sich die Ellbogen in die Rippen, stoßen und stören einander, und ertragen alle möglichen Beschwerden und Belästigungen um der Gesellschaft willen. Nein, das kann ich nicht brauchen. Ich bemesse den Verstand eines Menschen nach dem Grad, in dem er sich von den andern absondert — und deshalb schätze ich Sie so hoch, Herr Doktor. Ich hoffe in Ihnen einen Gesinnungsgenossen gefunden zu haben.“

Traugott fühlte sich sehr geehrt durch diese Anerkennung; er erwartete, daß sein Gönner nun den wahren Typus des korrekten und normalen Menschen mit aller Untrüglichkeit entwickeln werde. Denn er feinsteils betrachtete als die Quelle aller menschlichen Uebel nicht gerade die Geselligkeit, sondern den Umstand, daß die meisten Menschen so wenig korrekt und so wenig normal waren. Es schien ihm undenkbar, daß irgendein vernünftiger Mensch diese so ganz auf der Hand liegende Ursache verkennen und unterschätzen könnte. Daher war seine Enttäuschung groß, als der Präsident sich zu der Ansicht bekannte, daß jeder Mensch eigentlich ein geborener Sonderling sei, und daß die erste Bedingung eines menschenwürdigen Daseins in der vollen Freiheit, sich als solcher zu entwickeln, bestehe.

Um nicht gleich wieder die Ehre der Gesinnungs-genossenschaft zu riskieren, wagte sich Traugott unter so ungünstigen Auspizien nicht mit dem Normalmenschen heraus; er äußerte nur ein leises Bedenken, ob nicht eine Anarchie aller schlechten Eigenschaften einreißen würde, wenn jeder die volle Befugnis hätte, ganz nach seinem eigenen Wohlbehagen zu leben — ?

Aber der Präsident schien durch Einwände in gereizte Stimmung zu kommen. Er ließ Traugott nicht ausreden, sondern erklärte alle solchen Bedenken schlechtweg für Unsinn. Seine Ausdrücke verschärften sich; Worte wie Gelei, Schafsköpfe, Kretinismus flossen immer häufiger in den Gang seiner Auseinandersetzung. Nur den erklärte er für einen ganzen Mann, der es verstehe, sein Privatleben so einzurichten, wie es ihm angenehm und bequem sei. Da schon der Staat — den einzelnen nach so vielen Richtungen hin einschränke und in seinen natürlichen Rechten verkürze, so müsse wenigstens innerhalb seiner vier Wände jeder Herr

sein können und von allen übrigen Rücksichten und Verpflichtungen unbehelligt bleiben. Diejenigen, welche sich müßigerweise in die Angelegenheiten ihrer Mitmenschen einmengen und sie dadurch in ihrer Privatfreiheit zu beeinträchtigen suchten, sollten von Rechts wegen mit der Peitsche traktiert werden. „Wenn nur jeder,“ so schloß er, „seine Pflicht als Staatsbürger korrekt erfüllte, hätte sich keiner um den andern weiter zu bekümmern.“

Diese Worte gaben dem bestürzten Traugott wieder ein wenig Mut; er erblickte darin eine schließliche Bekräftigung seiner eigenen Ideale und beeilte sich erleichtert, seine lebhafteste Zustimmung auszudrücken.

„Vater,“ sagte da das junge Mädchen schüchtern, und Traugott bemerkte, daß sie tief errötete, „damit erkennst du also an, daß jeder Mensch ein natürliches Recht hat nach seinem — nach seinen eigenen Wünschen zu leben —“

Der Präsident zog seine buschigen Augenbrauen mißbilligend zusammen. „Du weißt, ich kann es nicht leiden, wenn du ungefragt sprichst,“ versetzte er im Tone schroffer Zurechtweisung; „das sind Dinge, von denen du nichts verstehst.“

Beschämt und traurig ließ sie den Kopf sinken. Traugott war betreten über diese Abfertigung; und da der Präsident des Redens satt geworden schien, entstanden wieder langwierige Pausen. Der Gast fand es halb angezeigt, sich zu empfehlen. Beim Abschied forderte ihn sein Gönner auf, in acht Tagen wiederzukommen; er gähnte dabei ziemlich laut. Traugott war trotzdem hochbeglückt. Die Tochter des Hauses leuchtete ihm die Treppe hinunter; doch in dem Gefühl der Zuneigung, ja der Zärtlichkeit, welches ihn gänzlich erfüllte, fand er abermals nicht schnell genug Worte. Er fürchtete sich beinahe vor sich selbst; denn es wäre ihm wie ein todeswürdiges Verbrechen wider Anstand und Ehrenhaftigkeit erschienen, wenn er durch irgendein Zeichen sein Inneres verraten hätte. Unten beim Haustor, während sie den Schlüssel langsam umdrehte und die Klinke aufdrückte, schlug sie die Augen zu ihm auf; sie schimmerten feucht wie von Tränen. Wäre er dem stürmischen Impulse seines Herzens gefolgt, so hätte er ihre Hände ergriffen und sie glühend an sich gezogen; aber er vorbeugte sich mit Hast

sung und ging hinaus. Draußen blieb er stehen. Er fühlte einen brettenden Schmerz, als hätte er sich für ewig losgerissen. Mechanisch kehrte er sich wieder um. Da stand sie noch auf der Schwelle und starrte ihm nach. Das heißt, sie starrte nicht gerade ihm nach, sondern sie sah mit weitgeöffneten Augen geistesabwesend vor sich hin. Ein Ausdruck qualvollen Kampfes lag auf ihrem Antlitz. Ihre Lippen bewegten sich; Traugott glaubte zu hören, daß sie sagte: „Wenn ich es dürfte!“ Aber als er nun auf sie zutrat, schrak sie zusammen und schloß hastig die Türe.

Dieses kleine Abenteuer bewirkte etwas bei Traugott Unerhörtes. Statt nach Hause zu gehen, wanderte er wie ein Träumender die Straße fort, zum Stadttor hinaus den Weg, wo er täglich seinen Spaziergang zu machen pflegte. Die Nacht war schwül und sternelos; in den Anlagen saßen vereinzelt Paare auf den Bänken. Traugott hatte das Bedürfnis, mit sich allein zu sein; er ging immer weiter bis in den jüngsten Teil der Anlagen, der erst kurze Zeit vorher auf dem zugeschütteten Stadtgraben angelegt worden und während des Tages, wenn die Sonne schien, noch sehr uneinladend war. Hier konnte er ungestört seinen Gedanken nachhängen. Und er dachte und dachte und konnte seines Denkens kein Ende finden. Welche Verwandlung ging in ihm vor? Reichte schon die Vorstellung, daß Zuneigung das schöne Mädchen bewegen könnte, ihm so schmerzlich nachzuschauen, vollständig hin, seine ganze Besonnenheit und Gemütsruhe über den Haufen zu werfen? Was für ein Taumel hatte ihn erfaßt, was für eine tolle, rasende Seligkeit, was für eine sinnlose, närrische Sehnsucht? Wie war es nur über ihn gekommen?

Und weil er sich unmöglich länger verhehlen konnte, daß er verliebt sei bis über die Ohren, so bewies er sich wenigstens, daß der Präsident, der ihn seinen Gefinnungsgenossen genannt hatte, ein so vortrefflicher, gediegener und hervorragender Mann sei, wie er sich nur immer einen zum Schwiegervater wünschen könne, und daß sie, die ihn so unwiderstehlich bezauberte, auf das genaueste dem Bild entspreche, das er sich stets von seiner künftigen Gattin gemacht habe. Diese Methode, seine Empfindungen mit Gründen zu versehen, nannte er „sich das Leben zurechtlegen“, und

er pflegte sie in allen Fragen anzuwenden. So behandelte er jetzt seine Herzensangelegenheit und löste sie zu seiner vollen Zufriedenheit, indem er beide Augen über den störenden Umstand zudrückte, daß er seinen Vorgesetzten nur sehr oberflächlich, seine Auserwählte aber so viel wie gar nicht kannte.

Von seinen Gedanken gänzlich in Anspruch genommen, hatte er nicht auf den Weg geachtet und stand nun, tief in sich versunken, schon eine geraume Zeit unbeweglich am äußersten Ende der Anlagen, wo ein Gebüsch die Fortsetzung des Weges abspernte. Da vernahm er plötzlich zwei flüsternde Stimmen, die ihn aus der Welt, welche er sich eben zurechtgelegt hatte, in die wirkliche zurückriefen. Die eine Stimme, offenbar eine weibliche, schien aus der Höhe herabzukommen und war so leise, daß Traugott die Worte nicht unterscheiden konnte; die andere, männliche Stimme, erklang aus der Tiefe, ziemlich nahe von ihm und mußte von jemandem herrühren, der außerhalb des Gitters un mittelbar an der Stadtmauer stand.

„Ja, es sollte zum letztenmal sein,“ hörte Traugott diese Stimme sagen; „ich habe es tausendmal überlegt, und habe mir immer sagen müssen, daß es nichts anderes für uns gibt.“

Die weibliche Stimme versetzte etwas, Traugott vernahm nur unverständliche, durch Schluchzen unterbrochene Laute. „Sage das nicht!“ antwortete die männliche Stimme. „Ich werde dich nie vergessen! Du wirst mir ewig als das holdeste, süßeste, teuerste aller Wesen in der Erinnerung leben, und ich weiß nicht, wie ich — aber sprechen wir nicht von mir. Du wirst mich vergessen, o ja, du kannst mich vergessen, wenn du nur willst. Armes, süßes Kind, du mußt mich vergessen, wir haben keine andere Wahl. Ich bin so arm und aussichtslos, daß ich nicht daran denken dürfte, dein Leben an das meinige zu knüpfen. Ich darf nicht, ich darf nicht!“

Wieder antwortete die weibliche Stimme.

„Ach du liebes, holdes Geschöpf! Aber ich darf nicht, gerade weil du so unerfahren und so opfermutig bist. Du weißt nicht, was es heißt, arm sein, heimatlos sein, ein

Vagabund sein. Und ich bin ein Vagabund von der schlimmsten Sorte."

Der Sprecher lachte dabei mit einem herzlichen, schallhaften Lachen, über welches Traugott beinahe entrüstet war. „Der hat das arme Ding gewiß zum besten,“ sagte er bei sich, weil es ihm undenkbar war, daß man in einem Atem von Trennung und Vergessen sprechen und zugleich lachen könne. Aber das Lachen fand ein Echo von oben, und das Liebesgespräch verwandelte sich alsbald in einen Austausch von zärtlichen Schwüren und Beteuerungen, der mit dem traurigen Beginn desselben in keinem Zusammenhange stand. Atemlos lauschte Traugott dieser nie gehörten Sprache, diesen Tönen voll unterdrückter Leidenschaft, die wie aus seinem eigenen, bewegten Herzen gesprochen waren. Er fand es zwar nicht ganz korrekt, daß er den unberufenen Zuhörer bei einem ebenso unkorrekten, nächtlichen Stellbichlein spiele; aber in der Stimmung, in welcher er sich befand, schien ihm Liebe das Anziehendste und Wichtigste auf der Welt. Zu hören, wie hier ein Mann einem Weibe mit einer seltsam ergreifenden Klangfarbe der Stimme beteuerte, daß er Tag und Nacht seine Gedanken von ihrem Bilde nicht abwenden könne, daß er vergehe vor Sehnsucht und Ungeduld, solange er von ihr ferne sein müsse, daß ihm jedes Wort von ihren Lippen ein Schatz sei, den er immer wieder aus dem Gedächtnis hervorsuche und betrachte, wie ein Geizhals seine Kostbarkeiten — das war ihm eine entzückende Ohrentweide. Er bereicherte seine Phantasie mit diesen Hyperbeln einer fremden Liebe, um sie sich aufzusparen für den Augenblick, sobald er das Recht erworben hätte, sie vor der Heldin seiner Heiratspläne zu wiederholen. Zugleich ärgerte er sich allerdings über den unmännlichen Leichtsinn des unbekanntem Liebhabers, der eben das Gegenteil seiner anfangs geäußerten Vorsätze, nämlich seine Wiederkunft, für die nächste Nacht ankündigte, selbst für den Fall eines schlechten Wetters — und doch hatte Traugott im Eifer des Zuhörens selbst Zeit und Wetter vergessen. Ein Regentropfen, der ihm auf die Nase fiel, erinnerte ihn unliebsam daran. Kein geringer Schreck durchfuhr ihn bei dem Gedanken, daß er keinen Schirm bei sich habe, und eilends riß er sich von dem unsichtbaren Liebespaare los, um den Heimweg

anzutreten. Bieulich durchnäßt erreichte er das Stadttor; unter dem Torbogen blieb er eine Weile stehen, hoffend, daß die Tücke des Wetters sich erschöpfen würde. Aber die Erwägung, daß er sich in der Zugluft einen Rheumatismus holen könnte, trieb ihn wieder in den Regen hinaus. Naß bis auf die Haut kam er nach Hause. Es war fast Mitternacht. Ihm zu Ärger und Beschämung wartete die Tante mit großer Beunruhigung und empfing ihn unter Anrufung aller Heiligen des Himmels; denn sie hatte sich sein langes Ausbleiben nicht anders erklären können, als daß ihm ein Unglück zugestoßen sei. Trotz seiner Abwehr ließ sie es sich nicht nehmen, ihm mitten in der Nacht noch einen Tee zu bereiten, während sie eine schreckliche Summe von Gebrechen aufzählte, die aus einer Erkältung ihren Ursprung nehmen. Über die Ursache seines langen Ausbleibens hingegen bewahrte sie, weil er freiwillig keine Auskunft gab, ostentativ ein diskretes Stillschweigen, peinigte aber den guten Traugott mit Kopfschütteln und Seufzen nicht wenig. Er legte sich in gedrückter Stimmung zu Bette, schwitzte nach Vorrichtung der Tante geduldig unter Decken und Böhlen, und schlief mit der demütigenden Überzeugung ein, seine Gesundheit leichtsinnig in Gefahr gebracht zu haben.

Als er am andern Morgen aus bunten Träumen erwachte, fand er sich frisch und gesund. Ihm war, als gehöre sein Liebesfieber und der nächtliche Spaziergang auch noch zu diesen Träumen; er glaubte wieder im Vollbesitze seiner Ruhe und Besonnenheit zu sein.

Bald aber erlitt diese Annahme starke Erschütterungen. Das Bild des lieblichen Mädchens tauchte bei den unpassendsten Anlässen und an den überraschendsten Stellen vor ihm auf. Als einer seiner Kollegen die Äußerung machte: „Es ist heute sehr feucht draußen,“ fühlte sich Traugott sofort von dem feuchten Schimmer gewisser Augen umflossen; beim Verlassen des Bureaus, als er die Türe zuklinkte und den Schlüssel umbrehte, erinnerte ihn dieses Geräusch so lebhaft an den Moment seines Abschiedes von ihr, daß er wie angewurzelt stehenblieb und von einem aus dem zweiten Stockwerke kommenden Bekannten dabei betroffen wurde, wie er in tiefem Sinnen die verschlossene Türe betrachtete. Auf dem Nachhauseweg überfiel ihn ein un-

widerstehlicher Drang, bei der Mäuseburg vorbeizugehen; er war so vollkommen von der Nothwendigkeit erfüllt, seine Angebetete zu sehen, daß er sie bestimmt an einem Fenster zu finden erwartete und nur mit klopfendem Herzen den Blick auf das Haus zu erheben wagte. Und als er alle die schmutzigen Fensterscheiben leer fand, und das ganze Haus in seiner vom Regen fleckigen, schwärzlichen Fassade mit den abbröckelnden Gejimsen schweigend und öde wie eine unbewohnte Ruine vor ihm lag, fühlte er eine Neigung, wartend davor stehenzubleiben, obwohl sein Magen knurrte und er die Tante mit dem Mittagessen seiner harrend wußte.

Noch nie war ihm die Zeit so lang geworden, wie in dieser Woche. Acht Tage erschienen ihm als ein unabsehbarer Zeitraum, dessen Ende nicht zu erleben war. Er befand sich immerwährend in einer gelinden Aufregung, in einem sonderbaren Zustand freudiger Bekommenheit; er fühlte beständig eine süße Spannung, als stände ihm jeden Augenblick ein angenehmes Ereignis bevor. Bis in den Schlaf erstreckte sich dieser Zustand. Er, der sonst jenen guten Schlaf bejaß, der von Rechts wegen einer so regelmäßigen Lebensweise zukommt, wachte nun des Nachts mehrmals auf, warf sich feufzend auf seinem Lager herum und konnte nur mit Mühe wieder einschlafen. Um seine Gesundheit gegen diese bedenklichen Symptome zu verteidigen und ihnen für eine Zeitlang zu entfliehen, weil sie ihm ebenso peinlich als süß waren, beschloß er an einem der folgenden Tage einen Ausflug in die schöne Umgebung der Stadt zu unternehmen. Er hoffte sich müde zu laufen und auf diese Weise wenigstens den guten Schlaf, wenn nicht die gute Verstandigkeit seiner früheren Tage wiederzufinden. Wohl ausgerüstet mit Überrock und Regenschirm, obwohl der Himmel wolkenlos blaute, zog er aus und streifte lange in Feld und Wald umher. Ihm war die Natur hauptsächlich als Tummelplatz für hygienische Zwecke schätzbar; spazierengehen war für ihn identisch mit Bewegung machen, um zu verdauen und den Blutkreislauf in ein heilsames Tempo zu setzen. Denn ein Unwohlsein, das seine regelmäßige Tagesordnung gestört und ihn in Erfüllung seiner Berufspflichten gehindert hätte, war ihm das ärgste.

Als der Weg ihn auf eine Richtung führte, von wo er

das freundliche Thal überschauen konnte, erinnerte ihn ein Blick auf seine Taschenuhr dringend an die Heimkehr, und er begann einen schmalen Fußpfad abwärts zu steigen, um in dem ersten Bauernhause den nächsten Weg nach der Stadt zu erfragen. Von ferne schon sah er in dem Schatten einer weitverzweigten Linde eine stattliche Bäuerin neben einem kleinen Mädchen und einem halb ländlich, halb phantastisch gekleideten Jüngling sitzen. Die Frau und das Mädchen hatten einen Korb mit Erbsen, welche sie aushülften, neben sich auf der Bank stehen; der junge Mann hielt einen halbfertigen Korb, an dem er eben geflochten haben mochte, in den Händen. Er arbeitete aber nicht, sondern kaute nachdenklich an den Enden seines Schnurrbartes. Weiter vorne hockte ein kleiner Knabe und baute aus Sand und Steinen Hügelketten, die er mit Grasshalmen bepflanzt; die aufmunternden Reden, womit er sein Kulturwerk begleitete, waren die einzigen Laute, die sich vernehmen ließen. Traugott pußte sich in gewohnter Ordnungsliebe den Schmutz des Waldweges von den Stiefeln, ehe er herantrat; dann küßte er den Hut und fragte den Korbmacher höflich um die gewünschte Auskunft. Bei dem Klange seiner Stimme wachte der Angeredete aus seinen Gedanken auf, blickte ihm überrascht ins Gesicht, sprang auf und fiel ihm ohne weiteres um den Hals.

„Wendelin, alter Rauz,“ rief er dabei und drückte ihn stürmisch an sich, „ist es möglich? Du? Woher kommst du? Was machst du hier?“

Traugott befreite sich zurückhaltend aus der Umarmung und sagte kühl: „Wahrhaftig, Alsonz, ich bin nicht wenig überrascht, dich hier zu treffen, noch dazu —“

„O Freund, welche Fülle von Empfindungen kommt mir mit dir wieder zurück! Wie rührt mich dein Anblick, obwohl er so wenig Angenehmes in meinem Gedächtnis wachruft, du lieber Unausstehlicher!“

„Nun, das muß ich sagen, du empfängst mich mit sonderbarer Freundlichkeit — der Unausstehliche! Aber fürchte nicht, daß ich dich mit meiner Gesellschaft noch weiter belästige —“

„Nichts für ungut, alter Bursche,“ entgegnete der andere lachend, indem er seinen Arm unter den Traugotts

schob und den Bögern den ein Stück mit sich zog. „Wie es gemeint war, kannst du ja an meiner Freude über dieses Wiedersehen bemessen. Ist deine steife Kiste für mich nicht eine ärgere Grobheit? Hättest du mir zugerufen: du Bagabund, du nichtsnutziger Kerl! und mich dabei abgeküßt — alle Höflichkeiten der Welt hätt' ich für einen solchen Empfang nicht eingetauscht! Und mußt du nicht selbst gestehen, daß du unausstehlich bist, wenn du allen Empfindungen und allem Zureden eines andern deine großväterliche Gemessenheit entgegensetzt? Sage, bist du noch immer derselbe? Noch immer so zufrieden mit dir und der Welt? Noch immer voll Glauben an die Vortrefflichkeit aller menschlichen Einrichtungen? O Himmel, was für ein zöppischer, trockener Gefelle warst du — und doch „unter Larven die einzig fühlende Brust!“ — Aber was bist du so stumm, warum bleibst du nach jedem zweiten Schritte stehen? Sprich, rede, erzähle!“

„Aber mein Bester!“ versetzte Traugott zwischen Ärger und Lachen, „du überfällt mich auf der Straße, packst mich zusammen, schleppst mich weiter und sprichst schon von tausend Dingen, noch eh wir uns recht begrüßt haben. Laß uns wenigstens irgendwo niedersitzen; ich bin müde und wollte ja nur den nächsten Weg nach der Stadt erfragen, als ich dich anredete. Übrigens, woher kommst du in diesem seltsamen Aufzug? Ergötzlich genug siehst du aus in diesen hohen Stiefeln, diesen kurzen Hosen und gar diesem wunderlichen Röckchen! Warum ziehst du dich denn so auffallend an, Alfons?“

„Nenne mich nicht bei diesem verhaßten Namen, nenne mich Friedrich —“

„Friedrich? Was ist das wieder für eine neue Schrulle? Friedrich soll ich ihn nennen, während er doch Alfons heißt!“

„Warum nicht? Ist der Name dem Menschen etwa angeboren, daß er ihn nicht ablegen kann? Oder wäre es nicht vielmehr das erste Menschenrecht, daß sich jeder die Bezeichnung selbst wählt, die ihn von den andern unterscheiden soll?“

„Hör auf! Wir sind doch schon zu alt, um über solche Kindereien eine Diskussion zu führen. Sage mir

Lieber, wohnst du hier im Hause? Und was treibst du denn hier? Bist du Landwirt? Nein? Forstmann? Das wäre doch passend für dich. Hast du dich also für die Naturwissenschaften entschieden — Geologe? Botaniker? — auch nicht? So studierst du noch auf ein Examen in dieser ländlichen Ungestörtheit?"

Und als Friedrich alle seinen Beruf betreffenden Fragen lächelnd verneint hatte, sagte Traugott beinahe entrüstet:

„Ja, was bist du denn dann?"

„Ein Mensch,“ erwiderte jener mit Ernst. Da aber rief Traugott:

„Ich erkenne dich wieder! Das sind deine alten Geschichten, die fixe Idee vom reinen Menschentum, und du bist eben dabei, sie praktisch durchzuführen! Mensch sein ist demnach in deinen Augen so viel als Müßiggänger sein, wie?"

„Wer sagt dir, daß ich ein Müßiggänger bin? Weil ich kein Mann der Berufspflicht bin, kein Gelehrter, kein Professor, kein Beamter, muß ich deshalb ein Müßiggänger sein?"

„Nun denn, welchem Fache hast du dich also gewidmet?"

„Unverbesserlicher Pöps! Was ich weiß, was ich kann, was ich tue, muß es durchaus einen Namen haben? Muß ich durchaus eine von den Berufsarten ergriffen haben, die in euren Augen für einen sogenannten gebildeten Menschen die einzig würdigen Beschäftigungen sind?"

„Entschuldige, wenn ich mich indessen niedersehe. Denn wie gesagt, ich bin müde, und da deine treffliche Hausfrau die Bank dort in Beschlag hält, so erlaube, daß ich es mir hier bequem mache!"

Und Traugott breitete sein Taschentuch auf den Rasen, faltete seinen Überrock sorgfältig klein zusammen und setzte sich bedächtig darauf. Der andere sah ihm lächelnd zu.

„Bist du denn wirklich nur um ein Jahr älter als ich?" sagte er. „Fünfundzwanzig Jahre und so gesekt! Wie ich dich bedauere, du armer Kerl, mit deiner ängstlichen Disziplin des Leibes und der Seele! Läßt du dich noch immer von deinen Prinzipien reiten wie ein wohl-dressiertes Schulpferd?"

„Spare dein Bedauern für solche, die es bedürfen,“ versetzte Traugott geärgert. „Was meine Prinzipien betrifft, so habe ich noch keinen Augenblick lang Ursache gehabt, sie zu bereuen. Ich denke meinen Platz im Leben als tüchtiger Staatsbürger auszufüllen, und die Laufbahn, die ich mir eröffnet habe, bietet meinem Streben ein vollkommen angemessenes Feld. Denn ich, glücklicherweise, habe Selbsterkenntnis genug, um einzusehen, daß ich der große Geist nicht bin, welcher der Menschheit wesentliche Dienste leisten oder an der Lage der Dinge im allgemeinen etwas ändern könnte. Genug, wenn ich meinen Pflichten nachkomme, wie sich's gehört.“

„Aber mein Lieber, glaube doch nicht, mit dieser falschen Bescheidenheit jede bessere Erkenntnis, jedes höhere Streben von dir abweisen zu dürfen! Ein tüchtiger Staatsbürger! Das ist mir was Rechtes! Geh hin und zahle pünktlich deine Steuern, verleugne jede Selbständigkeit, und dich gefinnungslos mit dem großen Haufen zu vermischen, registriere in deinem Amte gewissenhaft diejenigen, die das Kunststück des Gehorsams in mangelhafter Bildung nicht zustande gebracht haben, sitze zu Gericht und handhabe gegen Schuldige und Unschuldige die bleierne Waffe des Gesetzes — mehr kann bei dieser Tüchtigkeit nicht herauskommen. Oder was willst du denn mit diesem tüchtigen Staatsbürger bezeichnen?“

Traugott hätte nun mit seinem Ideale des korrekten Normalmenschen herausrücken müssen; aber er war nicht geneigt, seine innersten Gedanken so auf der Straße zum besten zu geben. Deshalb sagte er ablehnend:

„Wozu diese Auseinandersetzungen, mein Lieber? Ich sehe, du kannst noch immer nicht zehn Minuten mit einem zweiten Menschen beisammen sein, ohne ihm Herz und Nieren zu prüfen — aber merkst du denn wirklich nicht, daß ich mir diese unerbetene Untersuchung nicht gefallen lassen mag? Wenn ich von dem tüchtigen Staatsbürger sprach, so meinte ich damit den Menschen in seinem Verhältnisse zum Staat sowie zur Gesellschaft; und das Streben, in dieser eine geachtete, ehrenvolle Stellung einzunehmen, ist doch wohl über jeden Angriff erhaben.“

Aber er hatte eine Saite angeschlagen, die in dem Gemüthe des andern einen ganzen Chor ungefügiger Empfindungen wachzurufen schien.

„Nenne mir nur die Gesellschaft nicht! Welcher ehrliche Mensch könnte es in Zuständen aushalten, deren scheußliche Unnatur durch das Gebot der Wohlstandigkeit, das heißt, durch ein raffiniertes System frecher Heuchelei, verdeckt werden soll, welcher ehrliche Mensch könnte einstimmen in das prahlerische Geschrei von Zivilisation und Humanität, mit dem in dieser plumpen Komödie die Arglosigkeit getäuscht und die Entrüstung abgetrumpft wird —? Ich will nichts mehr davon wissen; ich habe mich losgesagt für immer von diesen Kreaturen der Konvenienz, von diesen bornierten Sklaven des Herkommens, von diesem Böbel, der seine Gemeinheit durch die Schminke der Eleganz salonfähig macht, von diesen Hunden, die sich von ihrem eigenen Blödsinn an der Leine führen lassen — und lieber möcht' ich einen Freundschaftsbund schließen mit den Urvätern Affen, eh ich von neuem in eine Gemeinschaft träte mit diesem erbärmlichen Gelichter —“

„Ich gratuliere dir zu deinem deklamatorischen Talent,“ rief Traugott mit ärgerlichem Spott dem heftig auf und nieder Schreitenden zu, als derselbe atemschöpfend innehielt. „Das also ist der ungeheure Fortschritt zur Vollendung, dem du dich seinerzeit entgegenzugehen rühmtest! Aber da du die Gemeinschaft, in der wir übrigen gewöhnlichen Sterblichen leben, so nachdrücklich verschmähst, so sag endlich, in welcher du lebst? Wo und wer sind deine Gesinnungsgenossen, deine Freunde, damit ich von eurem erhabenen Beispiel profitieren kann —?“

„Gesinnungsgenossen, Freunde! Wenn ich sie hätte, glaubst du, Wendelin, ich würde die Schwachheit begehen, vor deinen tauben Ohren nutzlose Reden zu halten? Gesinnungsgenossen, Freunde! Seit drei Jahren habe ich kein Wort mehr darüber gesprochen, noch sprechen gehört. Während dieser ganzen Zeit habe ich geschwiegen — und dabei bin ich immer einsamer geworden, immer unbeachteter, und dabei habe ich nichts gewonnen als das Bewußtsein meiner eigenen Ohnmacht, meiner eigenen Unfähigkeit —“

„Oho! Hast du nicht schon früher daselbe Bewußt-

sein an meiner bescheidenen Persönlichkeit nicht gerade zart getabelt?“

„O wenn du begreifen könntest, du, der mit behaglicher Ruhe dieses Bewußtsein als Rechtfertigung bequemster Untätigkeit festhält, wenn du begreifen könntest, auf welchem Marterweg von Kummer und Enttäuschung es über mich gekommen ist! Wenn du begreifen könntest, welcher Heroismus in dem Zugeständnis der eigenen Unfähigkeit liegt! Aber weil meine Versuche mißlungen sind, weil ich nicht erreicht habe, was ich hoffte und glaubte, sollte ich deshalb meine Überzeugung verleugnen, die Erkenntnisse, denen ich nachzuleben versuchte, für Irrtümer erklären, weil ich, ich kläglicher Schwächling, es vergeblich versucht habe —? Und wenn ich noch tausendmal elender wäre als ich bin, was bewiese das? Wer hätte ein Recht, seine individuellen Fehler und Unzulänglichkeiten dem Glauben zur Last zu legen, der ihn auf besondere Wege geführt hat —? Was bedeutet es, daß das Glück eines einzelnen zerbrochen wird, wenn nur die Idee gerettet bleibt —? Für eine Idee geliebt, für eine Idee gelitten haben, für eine Idee zugrunde gegangen sein, das ist das Höchste, das muß das Höchste sein! Freilich, es müßte schön sein, es müßte leicht sein, zu dulden, wenn die Brust geschwellt ist von dem Bewußtsein eigener Kraft und eigenen Wertes, ja zu sterben selbst müßte leicht sein als Märtyrer einer weltbewegenden Idee, im Tode beweint von den Besten der Menschheit und verherrlicht für alle Zeiten —! Und es ist doch ein gar zu trauriges Los, im Dunkeln fort ohne Ruhm und Erfolg, selbst ohne innere Befriedigung die öden Jahre des Daseins hinzuleben, ewig unfähig, ewig ungekannt, ewig hoffnungslos! Denn das ist das Schreckliche: wer den Glauben an sich selbst verloren hat, der wagt nicht mehr, kann nicht mehr wagen, der muß die Hände in den Schoß legen und auf alles Süße, auf alles Glück, das nur durch Wagen zu erringen ist — verzichten.“

Er verbarg sein Gesicht in den Händen; gleich darauf aber kniete er unversehens neben Traugott und rief, während er mit strahlenden Blicken dessen Hand ergriff:

„Wendelin, wenn ich mich dir ganz vertrauen dürfte! Wenn du geneigt wärest, mir zu helfen! Wenn mir ein

glücklicher Zufall dich gesendet hätte, gerade dich! Und aus alter Kameradschaft würdest du mir gewiß gern einen Dienst erweisen!"

Er war mit einem Schlage verwandelt und sah mit seinem jungen, schönen Gesichte so froh und hoffnungsvoll in Traugotts Augen, als hätte er eben einen Lebensplan voll untrüglicher Siegesanzeichen und sicherer Erfolge entrollt.

Auf Traugotts Antlitz jedoch spiegelte sich sehr deutlich nur unangenehme Überraschung über diese Wendung des Gespräches.

„Ah, jetzt verstehe ich!“ sagte er mit einem Ausflug von Bosheit in seinem Lächeln. „Deshalb dieser überschwengliche Empfang!“

Und als Friedrich mit einem Laut der Entrüstung aufsprang, fuhr er fort:

„Wie kommst du nur auf den Gedanken, gerade von mir etwas zu erwarten, was dich fördern könnte? Für uns gibt es schwerlich irgendeinen Berührungspunkt. Aber so seid ihr überspannten Leute! Zuerst macht ihr alles herunter, ihr werft der ganzen Welt in eitlem Übermuth den Fehdehandschuh hin, und nachträglich klagt ihr über eure Einsamkeit und wundert euch, daß niemand kommt, euch aus der üblen Lage zu ziehen, in die ihr euch mutwillig begeben habt. Du siehst ja selbst ein, daß es nur deine Schuld ist, wenn du allein stehst; du weißt ja selbst —“

„Gewiß, gewiß!“ versetzte Friedrich, unmutig mit dem Fuße stampfend. „Entschuldige nur, daß ich in einem Moment unverzeihlicher Verblendung annahm, hinter diesem freundlichen jungen Gesicht müsse ein freundliches junges Gemüt stecken. Im übrigen verschone mich mit deinen Lehren.“

„Sei unbesorgt,“ sagte Traugott, sich erhebend. „Ich kenne euch Weltverbesserer genug, um zu wissen, daß ihr erhaben seid über jeden wohlmeinenden Ratschlag. Aber damit wir nicht feindlich scheiden, und damit du siehst, daß ich nur dein prinzipieller Widersacher und nicht überhaupt ein ungeschicklicher Mensch bin, so besuche mich einmal, und wenn ich dir einen Dienst erweisen kann, der sich mit meinen Prinzipien verträgt, werden wir sehen, was sich

tun läßt. Ich will mich dir keineswegs als Beispiel hinstellen, Alfons, oder, da du es so haben willst, Friedrich; ich will dir nur zeigen, daß ich es dank meiner verklärten Lebensanschauungen in kurzer Zeit unverhältnismäßig weiter gebracht habe als du mit deiner Schwärmerei. Und darauf kommt es einzig an, du magst sagen, was du willst. Hättest du irgend etwas geleistet, so hättest du auch soviel Bewußtsein, als einem normalen Menschen nötig und angemessen ist. Aber wie könnte ein Mensch zufrieden sein, der so ganz und gar nichts leistet!“

„Nun, es ist denn doch nicht ausgemacht, daß ich so ganz und gar nichts geleistet habe. Allerdings, was ihr leisten nennt, das leist' ich nicht —“

„Ich sehe nur, daß du als ein armseliger Sonderling dein Leben für dich allein und zu niemandes Nutzen verbringst —“

„Schande genug für das Zeitalter, in welchem die Menschen einer geläuterten Lebensführung, diejenigen, die nicht bloß Worte machen, sondern verwirklichen, was sie denken, Sonderlinge sind! Nun ja, ich bin ein Sonderling, wenn du mit diesem Worte meine Ausnahmstellung kennzeichnen willst. Solltest du aber damit einen Menschen meinen, der einer einseitigen Weltanschauung nachlebt und wertlose Grillen zu Maximen seines Handelns erhebt, dann bist du, Wendelin, weit eher als ich ein Sonderling.“

„Dieses Beispiel deiner Menschenkenntnis ist so lächerlich, daß ich mich über die Grobheit, die es enthält, gar nicht ärgern kann,“ versetzte Traugott. Dennoch war er so ärgerlich, daß er sich nicht länger aufhalten ließ, sondern ging, ohne den Wunsch nach einem Wiedersehen nochmals zu äußern.

Er war unzufrieden mit sich selbst; es kam ihm sehr knabenhaft vor, daß er sich so weit in Auseinandersetzungen eingelassen hatte. Zulezt aber gewann das Selbstgefühl wieder die Oberhand, und er schwelgte während des Heimweges in dem Gedanken an seine eigene Musterhaftigkeit, die ihm durch den Kontrast recht nach ihrem vollen Umfang zum Bewußtsein kam.

Am nächsten Vormittag saß Traugott in seinem Bureau. Er hatte seine Geschäfte erledigt, und aus Mangel

an anderer Beschäftigung putzte er die Nägel an seinen feinen, weißen Händen. Da öffnete sich die Türe und herein trat Friedrich. Er warf seinen Hut mit einiger Heftigkeit auf Traugotts Schreibtisch und setzte sich auf einen Stuhl nebenan, ehe Traugott ein Wort der Begrüßung gefunden hatte.

„Dieses unerträgliche Gefindel!“ sagte er zornig. „Da stehen sie und gaffen, weil ich mir erlaubt habe, meinen eigenen Leib nach meinem eigenen Geschmack zu bekleiden. Nicht einmal diese armselige Freiheit vergönnen sie ihren Nebenmenschen.“

„Was verschafft mir das Vergnügen?“ fragte Traugott mit kalter Höflichkeit. „Falls es eine Privatsache ist, so wäre es mir lieber, wenn du mich in meiner Wohnung aufsuchtest —“

„Das halbe Stündchen, das du dem Staate meiner wegen stielst, nehme ich auf mich,“ versetzte Friedrich und erheiterte sich. Er streckte seine beiden Hände Traugott hin und sagte:

„Grüß Gott, Wendelin! Du mußt mir mein zänkisches Benehmen von gestern nicht übelnehmen. Gewiß hast du mich für einen rechten Kindskopf und Narren gehalten. Aber ich war so voll, und alles, was ich in mich hinein vergraben muß, weil mir jeder Umgang fehlt, kam mir wider Willen auf die Lippen, als ich dich wieder sah. Dergleichen darf man solchen einsamen Menschen wie ich nicht übelnehmen. Denn du mußt wissen: in den zwei Jahren, seit ich hier wohne, bin ich ein einziges Mal in der Stadt und unter Menschen gewesen —“

„Aber was willst du eigentlich von mir?“

„Habe nur ein wenig Geduld. Gestern, als du weggegangen warst, und ich mir durch unser Gespräch meine ganze Existenz wieder lebhaft vergegenwärtigt hatte, kam mir plötzlich die Einsicht, daß es so nicht fort gehen könne. Nein, so kann es nicht fort gehen! Es muß etwas geschehen; ich muß einen entscheidenden Schritt unternehmen. Noch länger auf diese Weise zu existieren, könnte keinem Menschen von Fleisch und Blut zugemutet werden. Ach, wenn du wüßtest, wie elend ich daran bin!“

„Das tut mir leid, aber ich weiß wirklich nicht, was ich —“

„Und der Gedanke an Umkehr ist so schrecklich, so vernichtend! Sich demütigen sollen vor Menschen ohne Liebe, vor Menschen, die nur auf diesen Augenblick gewartet haben, um den Trumpf ihrer Autorität, ihrer philisterhaften Rechthaberei auszuspielen! So viele Jahre des Leidens und der Entbehrungen austreichen zu sollen, um wieder dort anzufangen, von wo man ausgegangen ist! Oh, es ist nicht möglich, daran ist nicht zu denken!“

„Ja mein Lieber, das ist deine Sache. Da kannst du doch unmöglich von mir einen Rat erwarten.“

„Vielleicht aber gäbe es einen andern Ausweg. Da mir ein glücklicher Stern gerade dich in den Weg geführt hat, warum dürfte ich nicht eine letzte Hoffnung auf diese Möglichkeit setzen? So gänzlich unwahrscheinlich wäre es immerhin nicht! Wendelin, wärest du wohl so freundlich, mich in das Haus des Präsidenten einzuführen?“

„Wie? Was?“ rief Traugott in fassungslosem Erstaunen. „Bist du von Sinnen? Ich dich in das Haus des Präsidenten —? Das ist doch zu toll!“

„Warum zu toll? Du verkehrst doch in diesem Hause? Und es wäre doch nichts Unerhörtes, wenn du mich eines Tages mitbrächtest —“

„Aber das ist ja ganz und gar unmöglich. Ich begreife nicht, wie du nur auf einen solchen Einfall geraten konntest! Und woher weißt du denn, daß ich Zutritt habe in das Haus des Präsidenten? Du stellst dir die Sache offenbar ganz anders vor; ich bin einige Male dort gewesen, aber ich bin nicht so gut befreundet, daß ich unaufgefordert fremde Leute einführen könnte. Ueberdies lebt der Präsident äußerst zurückgezogen —“

„Da er dich zu sich eingeladen hat, so scheint er nicht abgeneigt, junge Leute zu seinem Umgang zu wählen. Wer weiß, vielleicht ist er nur so menschenscheu geworden, weil er nie Menschen, Menschen, sondern nur Maschinen, Larven, Haubenstöcke, mit einem Wort —“

„Ich bitte dich um alles in der Welt, besteige nicht wieder dieses Steckenpferd! Ich halte es nicht für meine Aufgabe, auszukundschaften, aus welchem Grunde der Prä-

sibent so und nicht anders lebt; dein Ansinnen aber ist unter den obwaltenden Umständen unerfüllbar.“

Friedrich griff mit einem ungestümen Seufzer nach seinem Hut und stand auf. Doch besann er sich im nächsten Augenblick wieder anders.

„Und warum,“ sagte er niedergeschlagen, „ist es unerfüllbar?“

„Das habe ich dir doch eben erklärt,“ versetzte Traugott ungeduldig. „Wie du nur fragen kannst! Ich kenne dich nicht einmal näher; ich weiß nichts von dir, als daß wir vor Jahren zusammen die letzten Klassen des Gymnasiums besucht haben. Seither hast du dich auf gänzlich dunkle Weise durch die Welt geschlagen; soll ich dich nun dem Präsidenten als meinen Freund vorstellen? Oder soll ich ihm etwa sagen: Herr Präsident, hier ist ein ‚Mensch‘ —? Denn mehr bist du ja nach deiner eigenen Aussage nicht!“

Traugott hatte nicht die Absicht, etwas Scherzhaftes zu sagen; er wollte nur seinem Ärger über Friedrichs Unverständigkeit Luft machen. Allein dieser faßte Traugotts Darstellung humoristisch auf; er lachte mit unbefangener Herzlichkeit, ließ sich zu Traugotts Verdruß wieder auf den Stuhl nieder und sagte:

„Du hast recht, alter Knabe. Aber wenn deine Unkenntnis meiner Schicksale das hauptsächlichste Hindernis bildet, so kann ja geholfen werden. Meine Schicksale, weiß Gott, sind einfach genug.“

Traugott begann mit dem Papiermesser auf seinem Schreibtische zu spielen. Er war höchst ungehalten, daß er sich den ehemaligen Kameraden nicht vom Halse schaffen konnte. Was wollte Friedrich von dem Präsidenten? Unterstützung? Protektion? Oder war es wegen der Tochter? Das konnte nicht sein; wer hätte sich ohne Vorwissen des Vaters diesem streng gehüteten Mädchen nähern können? Aber was immer der Beweggrund sein mochte, Traugott war entschlossen, nicht den geringsten Schritt um seinetwillen zu machen. Und nur das, was er Pflicht der Höflichkeit nannte, bewog ihn, scheinbar willfährig zuzuhören.

„Vielleicht erinnerst du dich noch,“ sagte indessen der andere, „wie unglücklich ich war, als ich in das Gym-

nasium eintrat. Ich hatte bis dahin zu Hause studiert; aber als mein Lehrer starb, der mir ein unendlich teurer Freund, ein zweiter Vater war, wurde ich auf Wunsch meiner Stiefmutter in eine öffentliche Schule gesteckt. Ich war sechzehn Jahre alt; bis dahin hatte ich gelebt wie im Paradiese, wie in einer andern, höheren Welt, geliebt, gehütet, geführt von dem besten, reinsten, herrlichsten aller Menschen. Das war nun mit einem Schlag aus; ich fand mich plötzlich unter eine Rotte von böbischen, rohen, gemeinen Flegeln und Tölpeln versetzt, die meinen Schmerz verhöhnten und meine heiligsten Empfindungen mit Kot bewarfen. Damals warst du, Wendelin, der einzige, der eine Ausnahme bildete — freilich hast du damals, verzeih, mehr versprochen, als du jetzt hältst. Du weißt auch, daß ich kein guter Schüler war; ich habe eine langsame Auffassung und ein schlechtes Gedächtnis, und von den Finten und Kniffen, mit denen sich andere durchschwindelten, wollt' ich nichts wissen. Da gab es denn nichts als Klagen, Drohungen, Beschwerden, und die verdammte Schule machte mir das Vaterhaus, das für mich ohnedies kein freundliches Heim war, vollends zur Hölle. Als ich mit Müß und Not das Gymnasium absolviert hatte, sollte ich nach dem Wunsche meines Vaters Fuß studieren; aber die Aussicht, in meinen widerspenstigen Kopf immer noch mehr Wissen hineinzutrichtern, und verschiedene Zwistigkeiten mit meinem Vater, die sehr böösartig zu werden begannen, brachten einen Entschluß zur Reife, der sich schon lange in mir vorbereitet hatte. Ich habe mich nämlich nie mit meinem Vater vertragen können; er verstand mich nicht, und ich verstand ihn nicht. Jetzt mag er wohl ein alter Mann und ruhiger geworden sein; aber damals waren wir beide Hitzköpfe. Mit einem Wort: ich ging heimlich davon. Ich wollte ein neues Leben beginnen, ganz von vorne wollte ich das Leben beginnen. Und weil mir die sogenannten Gebildeten zum Ekel geworden waren, hoffte ich beim Volke, an jenem ewigen Jungbrunnen, aus dem immer neue Talente, neue Kräfte, neue Helden auftauchen, zu finden, was ich in meinen Kreisen vergeblich gesucht hatte. Was soll ich dir sagen, Wendelin? Natürlich konnte ich mich auch hier nicht zurechtfinden; ich wurde hier so wenig verstanden,

als anderswo. Überall derselbe Schmutz, derselbe Schmutz! Ein anderes Kleid, aber das gleiche Wesen. Ich vertrug mich weder mit den Gebildeten, noch mit den Ungebildeten. Drei Jahre lang aber habe ich bei verschiedenen Meistern gearbeitet. Denn ich arbeitete, Wendelin; dachte ich doch, alle Übel des modernen Lebens kämen vom zu vielen Denken, vom Nichtstun, vom Wohlleben. Es ging mir schlecht; ich litt unfählich unter dem Druck einer Umgebung, die ich mir so anders, so ganz anders vorgestellt hatte! Endlich beschloß ich, mich ganz loszumachen von aller Gemeinschaft mit anderen Menschen; ich ging aufs Land. Mit dem Gelde, das ich besaß — es waren die Ersparnisse meines Lehrers, die er mir vermacht hatte — und mit dem Ertrag meiner Arbeit konnte ich dürftig leben, dürftig aber frei, und das war's, was ich brauchte. Frei von allem äußerlichen Zwang, ungebunden zu sein, das ist schließlich das höchste Glück, das ein Mensch erreichen kann! Das heißt, so schien es mir bis vor kurzem —“

„Und warum willst du jetzt durchaus die Bekanntschaft des Präsidenten machen?“ fragte Traugott. Dabei sah er seinem Schulgenossen inquisitorisch ins Gesicht. Dieser errötete, wendete seine Augen ab, lächelte selig verlegen, und dann, mit einer plötzlichen Erhellung von Freude und Glück in seinen Mienen begann er:

„Wendelin, ich will dir —“

Über ebenso plötzlich brach er ab, als er dem Blicke Traugotts begegnete. Denn Traugott sah ihn unverwandt kalt und streng an; und die dunkle Empfindung der Feindseligkeit, die ihn erfüllte, war deutlich auf seinem Gesichte zu lesen. Verwirrt und stotternd fuhr Friedrich fort:

„Ich will dir also nur sagen, daß du mir einen großen, einen sehr großen Dienst erweisen würdest. Es ist mir sehr daran gelegen, den Präsidenten kennenzulernen. Übrigens glaube ich mich zu erinnern, daß er ein alter Bekannter meines Vaters ist — vielleicht kann dieser Umstand im vorhinein den Weg ebnen. Ich bin überzeugt, wenn du versuchtest, ihn für mich zu interessieren —“

„Nun, ich will sehen, was sich tun läßt,“ antwortete Traugott, obwohl er nach wie vor nicht im mindesten die Absicht hatte, etwas für Friedrich zu tun. Dann sagte er:

„Jetzt entschuldige mich aber; ich habe wirklich keine Minute länger Zeit.“ Und er atmete auf, als die Türe hinter Friedrich ins Schloß gefallen war.

Als er an dem ersehnten Tage des Wiedersehens fast um eine Stunde zu früh vor dem Tore der Mäuseburg stand, waren seine Gedanken so ausschließlich mit dem Bilde seiner Erlorenen beschäftigt, daß er seinen Schulfreund und dessen Anliegen vollständig vergessen hatte.

Auf seine Frage nach dem Präsidenten erwiderte die Magd: „Der Herr? Der wird wohl noch sein Nachmittagsschläfchen halten. Er hat es nicht gerne, wenn man ihn aufweckt.“

Einigermaßen bestremdet über die Länge dieses Nachmittags schläfchens — denn es war schon sieben Uhr — aber keineswegs ungehalten darüber, fragte Traugott nach dem Fräulein.

Das Fräulein sei im Garten, auf ihrem gewöhnlichen Platz; ob sie ihn hinbegleiten solle?

Nein, der Platz werde wohl nicht zu verfehlen sein.

Die warme Augustsonne bestrahlte Bäume und Gemäuer mit abendlicher Glut; tiefer Schatten und helles Licht vereinigte sich mit dem Säuseln der Sommerlüfte und der weltabgeschiedenen Stille des Ortes zu einer so großen Wirkung, daß selbst Traugott sich ihr nicht ganz entziehen konnte. Er blieb stehen und sah umher. Der Garten war vom Hofe durch eine Mauer mit verfallendem Torbogen und einer Gitterpforte getrennt; seitwärts sprudelte ein Brunnen seinen dünnen Wasserstrahl in ein steinernes Becken, das zersprungen war, und aus dessen Spalten das Wasser herabsickernde in einen spiegelnden Tümpel am Fuße des Beckens und weiterhin über das lückenhafte Pflaster des Hofes. Seine Feuchtigkeit speiste das Moos, welches die Mauer neben dem Brunnen, die Stufen am Gartentor und stellenweise auch die Pflastersteine mit dunklem Grün bekleidete. Dazwischen schimmerten die kleinen Pfützen im Widerschein der Himmelsbläue und des besonnten Mauerwerks. Ein alter Nußbaum mit halberdorrtter Krone streckte seine Äste vom Garten aus über den Brunnen hin. Traugott empfing von diesem Bilde den Eindruck unwohnlicher Verwahrlosung; er kam sich vor wie in eine andere Welt ver-

seht, getrennt von der Gegenwart und ihrem lebendigen Treiben.

Im Garten, wo das Unkraut Nasenpläge, Blumenbeete und Wege ganz überwucherte, fand Traugott keine Spur von der Gesuchten. Als er sich aber einem Gartenhäuschen mit flachem Dache näherte, das am äußersten Ende des Gartens an der Stadtmauer lehnte, drangen Laute einer wohlklingenden Stimme an sein Ohr. Es war ein melancholischer, eintöniger Gesang, eine Melodie, die sich in wenigen Tönen bewegte, doch für Traugott die ergreifendste Musik, die er je gehört hatte. Diese tiefe, volle, metallische Stimme übte dieselbe unwiderstehliche Macht auf sein Herz, wie die Person, welcher sie angehörte. Vorsichtig schlich er näher; da konnte er auch die Worte ungefähr verstehen.

„Über Erde baut und Himmel
Sich der Traum den Wolkensteg,
Doch mich führt er ewig wieder,
Ewig nur den einen Weg.

Eilig wandr' ich jene Pfade,
Schon den Wald bin ich hinaus;
Aus der Ferne seh ich's blinken,
Aus der Ferne schon Dein Haus.

Und ich bin auch gleich zur Stelle,
Und ich poche freudig an,
Und ich lausche nahen Schritten,
Und es wird mir aufgetan.

Ja, Du bist es, den ich suche,
Reichstest mir die teure Hand,
Sprichst zu mir in süßen Worten,
Blickst ins Aug' mir unverwandt.

Und so schwinden sel'ge Stunden,
Stunden, und ich merk es kaum;
Doch an der ersehnten Schwelle
Endet auch mein Liebestraum.

Ich erwache, heiß in Tränen,
 Weiß nicht vorwärts, nicht zurück;
 Unenträtselt meinen Fragen
 Immer bleibt ein höchstes Glück.

Sage mir: was uns erwartet,
 Wenn Erfüllung sich uns bot,
 Was kein Traum enthüllt, o sage,
 Ist es Leben, ist es Tod?"

Als die Sängerin verstummte, machte sich Traugott daran, zu ihr hinaufzusteigen. Der Text ihres Liedes war ihm unbekannt; aber es kam ihm nicht in den Sinn, daß sie ihn selbst verfaßt haben könnte. Vielleicht hätte er ihn im Munde jedes anderen Mädchens bestreblich, sogar unschicklich gefunden; allein dieses Bedenken, sonst sein erstes, kam ihm diesem Mädchen gegenüber nicht — er hatte es nicht, er wollte es nicht haben.

Sie saß auf dem Rande der Stadtmauer, die in Brüstungshöhe an der Plattform vorüberlief; ihr Knie mit den gefalteten Händen umschlingend, das Gesicht hinausgewendet, saß sie da und war so tief in Gedanken versunken, daß sie den Antömmeling nicht bemerkte.

Eine schöne Fernsicht öffnete sich hier; die Sonne war am Untergehen und stand als rote Scheibe riesengroß über dem verblauenden Gebirge. Ländliche Ruhe herrschte; nur aus der Ferne, schwach und gedämpft, wehten die Klänge einer Drehorgel herüber, und zuweilen ließ sich von den Häusern an der Landstraße her ein Hahenschrei oder ein Hundegebell vernehmen.

Traugott wartete ein Weilchen; endlich trat er einen Schritt vor und räusperte sich, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Aber vergeblich. Sollte er sie nun durch einen Gruß aus ihrer Versunkenheit wecken? Oder sollte er wieder abziehen, um sie nicht zu stören? Er wußte nicht, was das Schickslichste in einem solchen Falle sei. Da fiel ihm ein Ausweg ein. Wie von Bewunderung überwältigt, rief er ein sehr vernehmliches „wundervoll“! Nun erschrak die Träumerin, wandte sich um und erhob sich. Er sah, daß ihre Augen voll Tränen waren, und geriet

in Verlegenheit; aber er tat, als hätte er nichts bemerkt, und begann, an seinen Ausruf anknüpfend, den herrlichen Abend zu preisen. Weil er sich des astronomischen Gespräches bei seinem ersten Besuche entsann, sagte er und glaubte, etwas sehr Schwungvolles zu sagen:

„Welch ein erhabenes Schauspiel genießen Sie hier, liebes Fräulein! Sie sehen scheinbar die Sonne versinken, aber Sie wissen, daß sie ewig stille steht; und während wir noch ihre letzten Strahlen über dem Rande der Berge zu erblicken glauben, ist es Ihnen bekannt, daß sie seit fast einer Viertelstunde vom Horizonte verschwunden ist. Gibt es etwas Großartigeres als diesen Beweis, wie trügllich unsere Sinneswahrnehmungen sind?“

Sie sah ihn mit großen Augen an, aus denen sie, ohne es verbergen zu wollen, die Tränen getrocknet hatte.

„Ach, das kann nicht Ihr Ernst sein!“ rief sie aus.
 „In diesem Augenblick —? Viel eher würde ich Ihnen in diesem Augenblick glauben, wenn Sie mir sagten, die Sonne sei eine blonde, selige Frau, die morgens errötend aus den Armen des dunklen Erdkreises aufsteht und abends errötend in seine Arme zurücksinkt —“

„Wie mein Fräulein?“ sagte er, seinerseits verwundert.
 „Ich muß gestehen, dieser Gedanke hat mich niemals angewandelt.“

„Wirklich? Es genügte Ihnen, zu wissen, wenn Sie in die göttliche Glut des Sonnenunterganges schauen, daß es der Dunst der Hemisphäre ist, der sie hervorbringt? Sie hätten keine Gefühle, keine Wünsche, die mit Ihnen aus der armen Wirklichkeit aufstiegen in ein besseres Reich der Einbildung? Baut sich denn Ihnen nicht auch eine Welt von Erscheinungen in den wechselnden Wolken auf? Da entstehen neue Berge, gigantische Felsen, ein bewegter Himalaja mit Schluchten voll grauer Nebel und mit glühenden Zinnen, die wachsen und sinken und sich mächtig wieder erheben; oder es fährt auf einem unermesslichen blauen See ein goldenes Schiff hin, mit Masten und flatternden Wimpeln und Segeln; oder es wölbt sich ein funkelndes Dach von Rubinen über einen Saal voll purpurner Göttergestalten; oder es steigen feurige Reiter herauf und beginnen einen feierlichen Streit gegen die schwarze Nacht,

die sie langsam verschlingt und begräbt, bis der Mond sie mit seinem Lichte wieder erweckt; dann kommen sie in silbernen Harnischen auf weißen Pferden, und es wird ein Freudenfest der Versöhnung gefeiert, und der heilige Frieden der Nacht weht durch die Welt. Vor meinen Augen verwebt sich manchmal Himmel und Erde in ein einziges Reich von Schimmer und Glanz, der Boden steigt empor, das Firmament entschleiern sich, alle Fesseln sind gefallen, und Freiheit ist allen Wesen geschenkt, Freiheit!"

Dem guten Traugott war hänglich zumute. Er wußte nicht, was ihre Bewegung zu bedeuten habe; ihre Reden erschienen ihm seltsam überspannt, aber er vermochte sich ihrem Zauber doch nicht zu entziehen. Und als die junge Schwärmerin ihre Augen glänzend zu ihm aufschlug, sah er ihr mit Empfindungen hinein, die ihm selbst nicht weniger merkwürdig waren, als die Worte, die er eben vernommen. Sie lächelte ihn an und sagte in einem anderen Ton:

„Aber wenn ich dann in die Gegenwart zurückkehre, sehe ich wohl, was für ein müßiger Traum es war. Und ich sage mir dann mit Kummer: von allen Himmelsjernen bin ich unterrichtet, aber das Nächste liegt so gänzlich außer meinem Bereich, und die Menschheit ist mir ein unbekanntes System, aus dem nur unvollkommene Mitteilungen wie räthelhafte Nebelflecken zu mir gelangen! Und Sie, Herr Doktor, kann ich dann als einen Kometen betrachten, der aus jenen entrückten Welten plötzlich auftaucht und meine Sphäre kreuzt; leider geben auch Sie keine Auskunft über die Welt, aus der Sie erscheinen. Kommen Sie, erzählen Sie mir! Längst schon hätt' ich Sie gerne darum gebeten.“

„Mit dem größten Vergnügen, liebes Fräulein,“ versetzte er erleichtert und folgte bereitwillig ihrer Einladung, sich neben sie auf die Brüstung zu setzen; aber was eigentlich soll ich Ihnen erzählen?“

„Ihr Leben, Ihre Schicksale! Es muß Ihnen ja täglich etwas Erstaunliches begegnen, da Sie doch mit so vielen Menschen zusammenkommen!“

Traugott sann hin und her, aber trotz des besten Willens konnte er sich auf nichts Bemerkenswerthes enttinnen, das ihm je widerfahren wäre. Seine Ältern waren

so ruhig und bürgerlich gestorben, wie sie gelebt hatten; seine Kindheit und Knabenzeit lag hinter ihm wie eine friedliche Ebene im Sonnenschein. Er hatte nie Geschwister gehabt, er war ein musterhafter Schüler gewesen, und die harmlosen Neckereien seiner Kameraden dünkten ihm im Grunde das erheblichste Ungemach, das er ausgestanden. Er stammte aus einem wohlhabenden Hause und kannte Drangsale und Entbehrungen nicht. Kein Unfall war ihm noch zugestoßen; bei seinen Fahrten war noch kein Rad gebrochen, kein Pferd scheu geworden, kein Zug entgleist, Diebe und Einbrecher hatten ihm noch keinen Schrecken gemacht, auch die Elemente schienen ihm hold, denn weder von Wasser, noch von Feuer war ihm je Leides geschehen, und selbst die Menschen, so weit er mit ihnen in Berührung gekommen war, ließen an Güte und Trefflichkeit nichts zu wünschen übrig. Ueberdies trug er ein zufriedenes Herz in der Brust, welches nach seinem Daseinhalten keinen andern Ehrgeiz als den der Pflichterfüllung, kein anderes Bedürfnis als das der friedlichen Ruhe kannte. Diese Tatsachen konstatierte er denn; weil er sonst nichts zu erzählen wußte, erzählte er, was alles er nicht erlebt hatte. Dabei war er halb froh, halb mißmutig; zum erstenmal in seinem Leben tat es ihm beinahe leid, daß er bisher so ganz leer ausgegangen war, und zum erstenmal fühlte er keine Genugtuung bei dem Gedanken, daß er diese Umstände hauptsächlich der bedächtigen Vorsicht und Ruhe zu danken habe, die er in allen Lebenslagen behauptete. — Endlich hatte er alle kleinen und größeren Leiden des alltäglichen Lebens, von denen er verschont geblieben war, erschöpft, und irgend-einen ferner liegenden, mächtigeren Glücks- oder Unglücksfall zog er überhaupt nicht in Betracht.

„Wie?“ fragte das Mädchen, indem es ihn ungläubig ansah. „Und einem solchen Leben entfliehen Sie nicht, während es Ihnen doch frei steht, gänzlich nach Ihrem Belieben zu handeln?“

„Warum entfliehen? Lieber Himmel, wie viele würden sich übergücklich schätzen, an meiner Stelle zu sein! Ich habe eine ehrenvolle Laufbahn vor mir; ich genieße das Vertrauen meiner Vorgesetzten, die Achtung meiner Kollegen, und ein hoher, wenn auch vielleicht nicht der

Höchste Rang ist mir gewiß. Warum also sollte ich einem so sorgenfreien Leben zu entfliehen trachten, da es mir ja doch" — er erröthete heftig bei diesen Worten — „Aussicht auf die Gewährung der schönsten Hoffnungen bietet?"

„Aber ertragen Sie denn die langweilige Einöde dieses Daseins? Steht denn überall wie hier die Zeit in trauriger Ereignislosigkeit still? Gibt es nirgends mehr Schlachten und Krieg und gewaltige, erschütternde Thaten? Und ist nirgends mehr ein Ort, wo noch Großes geschieht, wo jeder Tag neues Glück und neue Gefahren bringt?"

„O liebes Fräulein, ich glaube, danach gelüftet's heutzutage niemanden mehr! Ich wenigstens danke Gott täglich für die Wohlthat des Friedens, und die Laufbahn eines Diplomaten hat mich nie gereizt. Ich bin kein Freund des Politisierens; schon auf der Hochschule hielt ich mich ferne von denen, die das Wort Vaterland oder Freiheit oft in den Mund nahmen; denn ich habe jederzeit gesehen, daß sich um diese unreifen Köpfe und ihre leidenschaftlichen Redensarten kein ernsthafter und einflußreicher Mann kümmert. Schätzen Sie sich glücklich, mein Fräulein, daß Sie unter der Obhut eines lieben Vaters in dem engen Kreis einer eingezogenen Häuslichkeit leben, und glauben Sie mir, selbst in einem so bescheidenen Wirkungskreise wie der meinige ist, bieten sich dem Gerechten und Gewissenhaften so viele Schwierigkeiten und Bedenken, daß ihm der Wunsch nach der Verantwortlichkeit und den Gefahren eines größeren gar nicht kommen kann" —

In diesem Augenblick tauchte der Präsident im Garten auf und rief seine Tochter. Sie sprang auf, erschrocken und verstört, faßte plötzlich Traugotts beide Hände, preßte sie heftig und flüsterte ihm hastig und verstoßen zu: „Wenn ich etwas gesagt oder getan habe, was Sie befremdete, um Gott, verzeihen Sie es, vergessen Sie es, verschweigen Sie es!" Dann stürzte sie eilfertig die Treppe hinab.

Traugott verlebte den Rest des Abends in großer Pein. Denn der Hausherr knüpfte wieder ein langes Gespräch über die Vorzüge einer unabhängigen Lebensweise an, während Traugotts Gedanken bei ganz anderen Dingen waren.

Wie ein lästiges Geräusch drang die Stimme des Prä-

sidenten an sein Ohr und störte ihn immer wieder aus den vergnüglichen Gesprächen, die er im stillen fortwährend mit dem blassen Mädchen ihm gegenüber führte. Tausend Dinge fielen ihm jetzt ein, die er ihr hätte erzählen mögen, die sich aber in Gegenwart des Vaters nicht sagen ließen. Dieser Vater, ob er redete oder schwieg, war für ihn ein lästiges Element von dem Augenblick an geworden, als er sein Beisammensein mit der Tochter unterbrochen hatte. Daher war es ihm diesmal nicht mehr möglich, aufmerksam zuzuhören. Er gab nur notdürftige Antworten; und wenn er sich eben gewaltsam zu seiner gewohnten Besonnenheit aufgerafft hatte, um mit verzweifelter Anstrengung aufzupassen, so ertappte er sich schon im nächsten Moment wieder dabei, auf die niedergeschlagenen Augen und den stummen Mund des Mädchens zu starren, in selbiger Selbstvergessenheit der Empfindung des Händedrucks hingegeben, der ihm in der Dämmerung so unverhofft zuteil geworden war. Sein Kopf glühte, seine Hände waren kalt; wenn er sprach, hatte seine Stimme einen fremden Klang, eine Unsicherheit, daß er vor ihr erschrak. Ein Gedanke stieg in ihm auf, ein verführerischer, furchtbarer Gedanke, der ihm vollends die Besinnung raubte. Sollte er —? Durfte er —? Wäre es nicht ein schändlicher Vertrauensbruch an seinem Vorgesetzten, der ihm so gastfreundlich sein Haus geöffnet hatte —? Und was würde sie dazu sagen —? Er suchte vergeblich ihren Blick auf sich zu lenken; sie vermied es, ihn anzuschauen. Aber wenn sie ihn beim Abschied hinabbegleiten und wieder an der Türe, in seinen Anblick verloren, stehenbleiben würde, dann wollte er sie fragen, ob es wohl möglich wäre, ob sie es sich wohl vorzustellen vermöchte, daß sie ihn eines Tages — einmal — ein wenig — lieb haben könnte —?

Das war es, was ihn so gänzlich absorbierte. War es erlaubt, war es korrekt, einem jungen, unerfahrenen Mädchen dergleichen ohne Vorwissen des Vaters zu sagen? Nie hatte er so deutlich empfunden, welche schwere Verantwortlichkeit in allen Lebenslagen der Musterhafte auf sich genommen hat; und er focht einen heldenmütigen Kampf zwischen seinen zarten Anstandsbegriffen und seinen ver liebten Wünschen. Es sollte aber nur eine theoretische Übung

für ihn gewesen sein; denn er wurde diesmal von der alten Magd zur Türe begleitet.

Drei Tage später saß Traugott mit feierlicher Miene und in feierliches Schwarz gekleidet im Zimmer des Präsidenten. Er hatte in wohlgesetzten Worten seine Werbung vorgebracht, und jener hatte ohne viele Umstände seine Zusage gegeben. Überhaupt behandelte der Präsident die ganze Sache nicht mit der patriarchalischen Feierlichkeit, die nach Traugotts Begriffen bei einer solchen Gelegenheit erforderlich war, sondern mit einer ruhigen Geschäftlichkeit, angesichts welcher Traugott mit seiner heimlichen Aufregung und verliebten Ungebuld sich herzlich unreif vorkam. Er hatte sich vorgestellt, sein Vorgesetzter werde ihn in einer würdevollen Umarmung als Schwiegersohn willkommen heißen, seine Hand in diejenige der Tochter legen und die also Vereinigten väterlich segnen. Aber nichts davon geschah.

Nachdem der Präsident die pekuniären Seiten der Angelegenheit ins reine gebracht hatte, machte er einige Anmerkungen über die Stellung des weiblichen Geschlechtes im allgemeinen, wobei er sich zu der Ansicht bekannte, daß die moderne Gesellschaft in diesem Punkte ebenso verkehrt und ungesund sei wie in allen übrigen. Denn für die einzig richtige und natürliche Auffassung in der Behandlung der Weiber halte er die orientalische; wer es nicht verstehe, unbeschränkter Herr in seinem Hause zu sein, der sei ein Schwächling oder ein Narr. Von dieser Anschauung ausgehend, habe er seine Töchter in strengster Zurückgezogenheit und Weltunkenntnis heranwachsen lassen; denn er, feinsteils, wolle sich in keiner Beziehung an dem „babylonischen Turmbau“ der modernen, sozialen Verhältnisse beteiligen. Traugott könne es halten, wie er wolle; „ich aber rate Ihnen,“ schloß er, „sich möglichst abzusondern und Ihr Hauswesen von jeder Berührung mit fremden Menschen reinzuhalten, wenn Sie sich Frieden und Ruhe im Hause bewahren wollen. Und nun, da diese Angelegenheit in Ordnung ist, möchte ich gleich eine andere mit Ihnen besprechen. Gestern hat mich ein alter Bekannter — die alten Bekannten sind immer die größten Plagen des Lebens! — aufgesucht und um meinen Bei-

Kand in einer sogenannten delikaten Angelegenheit gebeten. Der Mann hat vor einiger Zeit seine zweite Frau und seinen jüngeren Sohn verloren; nun steht er allein. Das ist ihm merkwürdigerweise unerträglich, und er erinnert sich nun eines Sohnes aus seiner ersten Ehe, der ihm vor Jahren heimlich davongelaufen zu sein scheint. Meiner Ansicht nach täte er am besten, er ließe dieses Subjekt dort, wo es ist; aber er hat es sich in den Kopf gesetzt, ein altes Unrecht, wie er sagt, wieder gut zu machen. Daß die Leute immer das alte Unrecht gutmachen wollen, als ob sich etwas Geschehenes auslöschen ließe! Er wünscht nun dabei alles Aufsehen zu vermeiden; und da er gewisse Anhaltspunkte dafür hat, daß sich der Gesuchte unter einem falschen Namen in der Stadt oder irgendwo hier in der Umgebung aufhält, hat er mich gebeten, ihn einer vertrauenswürdigen Persönlichkeit zu empfehlen, die ihm bei seinen Nachforschungen behilflich wäre. Ich könnte keinen Würdigeren finden als Sie.“

Traugott erklärte sich überaus geschmeichelt; aber in seiner gegenwärtigen Lage waren ihm alle verlorenen Söhne und suchenden Väter äußerst gleichgültig. Er glaubte zu erraten, daß es sich um Friedrichs Vater handelte; allein, er erkundigte sich nicht weiter, sondern wünschte tief innerlich die philosophische Ruhe des Präsidenten zu allen Herten. Außerlich ließ er sich nichts anmerken. Er versenkte seine Blicke mit Beharrlichkeit in den Hut, welchen er zwischen seinen Beinen hielt, indes er seine ganzen Geisteskräfte in dem Bemühen verbrauchte, sich den Anschein männlicher Fassung und Ruhe zu geben. Denn er fürchtete lebhaft, der Wohlmeinung seines Vorgesetzten jäh verlustig zu gehen, wenn dieser Verdacht schöpfte, wie groß seine Verliebtheit und wie gering seine Festigkeit sei.

In diesem Schuldbewußtsein wagte er nicht, den Wunsch auszusprechen, der ihn doch gänzlich erfüllte: von den Lippen seiner Angebeteten persönlich das Jawort zu empfangen. Er versuchte, den Präsidenten durch hartnäckiges Schweigen auf den Gedanken zu bringen, daß noch nicht das letzte Wort in der Verlobungsangelegenheit gesprochen sei. Aber dieser schwieg ebenso hartnäckig; er klopfte seine Pfeife aus, stopfte sie von neuem und zündete sie an; dabei rief

er sich wiederholt die linke Schläfe, indem er undeutliche Laute ausstieß, die darauf schließen ließen, daß er irgendein physisches Unbehagen empfinde. Auf eine höfliche Anfrage Traugotts versetzte er kurz: „Wieder dieser verfluchte Kopfschmerz!“ und schwieg weiter, so daß Traugott die Überzeugung gewann, sein künftiger Schwiegervater erachte die Sache für erledigt. Er fragte endlich schweren Herzens, wann er die Ehre haben dürfe, sich die Einwilligung des Fräuleins zu erbitten, worauf ihn der Präsident mit einem strengen Blicke maß und sagte:

„Sie haben mein Wort — was wollen Sie denn noch?“

Traugott stotterte gänzlich eingeschüchtert eine Berichtigung, daß er nur fragen habe wollen, wann er wiederkommen dürfe, und empfahl sich dann halb befehlgt und halb enttäuscht.



II.

Es war tief in der Nacht.

Traugott hatte nach vielem Überlegen seine sehnsüchtige Unruhe mit dem Vorsatze beschwichtigt, am nächsten Abend seine Braut zu begrüßen. Denn das konnte der Präsident doch unmöglich als eine Äußerung unmännlicher Schwäche betrachten. Und in diesem tröstlichen Gedanken hatte er den Schlaf des Gerechten gefunden, der ihm schon einige Nächte hindurch, während er mit dem großen Plan seiner Werbung umging, nicht mehr zuteil geworden war.

Er träumte vielleicht eben von dem stillen Behagen seines künftigen Hausstandes, in welchem die schöne Tochter seines Vorgesetzten so ehrbar bürgerlich walten sollte, als es einer Musterhausfrau nur immer zukommen konnte — da ward heftig an seine Thür gepocht.

Im ersten Schrecken über dieses außerordentliche Ereignis dachte er, es brenne, und sprang aus dem Bett, um seine Wertsachen aus dem Schreibtische zu retten; aber eh er seine geistesgegenwärtige Tat verwirklichen konnte,

ließ sich draußen die ärgerliche Stimme der Tante vernehmen, welche rief:

„Stehen Sie auf, Herr Nefse, man sucht Sie. Stehen Sie auf, und beeilen Sie sich!“

Als Traugott öffnete, standen vor ihm bei dem unsicheren Schein einer Kerze die Tante im Nachtgewande und die alte Magd aus der Mäuseburg, verweint und mit verstörter Miene. — Sie erzählte, indes die Tante mit absichtlicher Gleichgültigkeit das Licht auf den Tisch stellte und sich entfernte, daß der Präsident plötzlich an ihr Bett gekommen sei und ihr mit erstickter Stimme zugerufen habe, ihm sei sehr übel, sie möge den Arzt holen. Gleich darauf sei er hingestürzt, sie wisse noch nicht, ohnmächtig oder tot. Und als sie das Fräulein herbeirufen wollte, habe sie das Zimmer leer, das Bett unberührt und keine Spur von ihr im ganzen Hause gefunden.

Nachdem sie einen Doktor aufgetrieben, sei sie zum Amtsbienner gelaufen, der ihr die Adresse Traugotts angab. Verwandte oder andere nahe Bekannte besitze ihre Herrschaft nicht in der Stadt, und so bitte sie Traugott, sich um Gottes Willen ihrer und ihres Herrn anzunehmen, denn sie könne sich in diesem Unglück weder raten noch helfen.

Traugott war im ersten Augenblick beinahe geneigt, der Alten begreiflich zu machen, sie möge den Präsidenten nur getrost dem Arzt anvertrauen, er für seinen Teil könne ja auch nichts tun, werde aber nicht verfehlen, am nächsten Morgen sich um das Befinden des Kranken zu erkundigen. Aber die Tochter, was war's mit der unseligen Tochter? Warum verließ sie heimlich und bei Nacht das väterliche Haus?

Diese Frage vertrug durchaus keinen Aufschub; sie bewog Traugott, ohne weiteres Besinnen nach Hut und Überrod zu greifen und sich schleunigst mit der Alten auf den Weg zu machen.

Nach verschiedenen mißlungenen Versuchen der Verständigung erfuhr er, das Fräulein sei gegen Abend längere Zeit bei ihrem Vater gewesen, der sehr laut und zornig gesprochen habe. Endlich sei sie mit verweinten Augen aus dem Zimmer gegangen und nicht mehr zum Vorschein

gekommen. Der Präsident, der schon den ganzen Tag über unwohl gewesen sei, habe kein Nachtmahl genommen, die Tochter desgleichen. — Was weiter vorgefallen sein könne, darüber wußte die Alte nicht das mindeste; denn nachdem sie ihre Küche in Ordnung gebracht und dem Präsidenten, der in dem Wohnzimmer wie gewöhnlich sitzen geblieben war, das Nachtlager bereitet hatte, habe sie sich niedergelegt. Über die Abwesenheit des Fräuleins schien sie völlig ratlos; sie beteuerte einmal über das andere, daß das Fräulein niemals und am allerwenigsten nach Sonnenuntergang allein ausgehe, daß sicher keine lebende Seele in der Stadt sei, zu der sich das Fräulein hätte begeben können, weil die verheiratete Schwester, die einzige Verwandte, drei gute Wegstunden entfernt im Gebirg wohne. Aber was sollte das Fräulein zu so später Stunde bei dieser suchen, allein auf dem weiten, finsternen Weg?

Schweratmend und ohne Bewußtsein lag der Präsident auf seinem Bette.

Nach dem Ausspruche des Arztes hatte ihn ein Schlaganfall betroffen und sein Zustand ließ das Schlimmste befürchten.

Die Alte mußte gleich wieder fort in die Apotheke, und Traugott blieb mit dem Arzt allein am Bette zurück. Nicht mit angenehmen Gefühlen. Aber so gerne er es getan hätte, er konnte sich unmöglich aus dem Staube machen. Es beschämte ihn ein wenig, als er sah, daß der Arzt, dem der Präsident ganz fremd war, sich redliche Mühe um denselben gab, während er, sonst sein eifrigster Bewunderer und Anhänger, nun nichts anderes empfand als die Pein seiner eigenen Lage und das Mißvergnügen, so unvermutet in fremdes Unglück verstrickt zu sein.

Stumm und verdroffen fügte er sich in die kleinen Hülfeleistungen, die der Arzt von ihm begehrte, während er seinen Kopf vergeblich nach mehr oder weniger zulänglichen Erklärungen über das Verbleiben seiner Braut zermarterte.

Da fiel ihm ein, ob denn der Präsident nicht darüber Auskunft geben könnte. Von diesem Augenblick an war er verwandelt; er flehte den Arzt an, seine ganze Kunst aufzuwenden, um den Kranken zum Bewußtsein zurückzurufen.

In seinem Eifer riet er zu allen Hausmitteln und landläufigen Medicamenten, von denen er gehört hatte; und wäre es nach seinem Sinn gegangen, so hätte er den unglücklichen Patienten im Zeitraum einer halben Stunde mit Eisumschlägen, heißen Tüchern und Aderlässen für immer stumm gemacht.

Endlich, als die Magd aus der Apotheke zurückgekommen war, sagte der Arzt unwirsch zu Traugott:

„Jetzt aber lassen Sie uns allein. Es ist doch un-
zweifelhaft, daß das verschwundene Mädchen bei der ver-
heirateten Tochter ist. Wenn Sie aber gar so beunruhigt
sind, so suchen Sie sie unverzüglich dort, und verlieren Sie
Ihre Zeit nicht länger hier.“

„Aber wenn ich sie dort nicht finde?“ rief Traugott,
in halber Verzweiflung sich zum Gehen anschickend.

„Dann bringen Sie wenigstens die verheiratete Tochter,
damit der alte Mann nicht ganz verlassen stirbt,“ ver-
setzte der Arzt sehr ernst und schob den Zögernden zur
Türe hinaus.

Traugott machte gar keinen Versuch, zu dieser Stunde
einen Wagen aufzutreiben. Er lief was er konnte schnur-
stracks davon, um mit dieser Eile die Zeit abzukürzen, die
ihn von der Gewißheit trennte.

In tiefer Stille lag die weite, nächtliche Landschaft,
schwach erhellt von der halben Scheibe des abnehmenden
Mondes — so still, daß Traugott nichts hörte, als das
Sausen in seinen Ohren, das Aufregung und Eile ihm
verursachten. Für ihn bedeutete dieser nächtliche Gang un-
endlich mehr, als er für andere bedeutet hätte. Setzte er
denn nicht die feste Überzeugung, daß alles Ungewohnte,
Abnorme, Regelwidrige eine Art Sünde sei, welcher un-
vermeidlich ein Fluch anhafte?

Ein atemraubender Schreck durchbebte ihn, so oft ein
Baum rauschte oder in der Ferne ein wachsender Hund
anschlug. Fortwährend glaubte er Schritte hinter sich zu
vernehmen, die sich beschleunigten, wenn er eilte, und die
still waren, wenn er innehielt. Und dazu dieser Sturm
widersprechender Empfindungen, der in seinem Innern tobte!
Wie Leidenschaft und Zorn zugleich sein Herz verzehrten,

sobald die Furcht um seine Person und die Ungewißheit über den Nutzen seiner Sendung einen Augenblick schwiegen!

Als er ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, begannen seine Füße den Dienst zu versagen. Er befand sich unfern eines Hauses, in welchem ein erleuchtetes Fenster ihm tröstlich zuwinkte; und als er, näher gekommen, davor eine Bank gewahrte, konnte er trotz seiner Unruhe nicht widerstehen und sank für einen Augenblick darauf nieder.

In dem Zimmer, von dem das Licht ausging, waren Leute noch wach; Traugott vernahm gedämpfte Stimmen, die er als eine männliche und eine weibliche unterschied. Und er schalt sich selbst verrückt, weil ihm diese ganz den Klang der liebsten Stimme, die es für ihn auf der Welt gab, zu haben schien; „überall seh' ich sie, überall hör' ich sie!“ seufzte er bekommen und horchte wieder und schüttelte den Kopf. Konnte eine solche Täuschung möglich sein? Oder war eine solche Ähnlichkeit der Stimme denkbar? Immer angestrongter horchte er.

Aber das war ja Friedrich, der jetzt sprach! Kein Zweifel — unter diesem Baum, auf dieser Bank hatte er ihn jüngst getroffen!

„Fürchte das nicht, mein geliebtes Leben,“ hörte er ihn sagen. „Denn es erschien mir trotz alledem zu unverantwortlich, dich Hilfslose, Unerfahrene allen Entbehrungen und Gefahren, die damit verbunden sind, auszusetzen —“

„Also du bist mir nicht böse, du schwörst es mir?“ sagte die weibliche Stimme, die einzig wohl lautende Stimme, welche die Seele des einsamen Lauschers mit ungestümer Sehnsucht erfüllte. Er hielt sich nicht länger.

Behutsam, um durch keinen Lärm seine Gegenwart zu verraten, erhob er sich und stieg auf die Bank. Sie stand in einiger Entfernung von der Wand, doch konnte er über die Brüstung des Fensters, welches offen war, ganz gut ins Innere des Zimmers sehen. Eine Kerze brannte auf dem Tische und beleuchtete zwei jugendliche Gestalten, die beim Fenster auf zwei dicht zusammengedrückt Stühlen aneinandergeschmiegt saßen.

Traugott sah, daß er sich in der Person Friedrichs nicht geirrt hatte; die weibliche Gestalt aber konnte er nicht erkennen, weil ihr Gesicht an Friedrichs Brust verborgen ruhte.

Er fühlte einen heiligen Zorn wider den Tugendhelden und Besserwisser, der sich in seiner Weltabgeschiedenheit solchen nächtlichen Freuden hingab — da richtete sich das Mädchen auf, und das Licht fiel auf zwei blaue Augen, welche er nur zu gut kannte. Sie war's.

Traugott blieb wie zu Stein erstarrt.

Er wäre nicht imstande gewesen, einen Laut von sich zu geben oder einen Arm zu rühren. Für einige Zeit verging ihm buchstäblich Hören und Sehen; es schien ihm, als hätte sich sein Bewußtsein auf eine einzige Stelle seines Körpers zurückgezogen, auf eine Stelle um das Herz herum, wo sich etwas in grimmigem Schmerze zusammenschürte, als wollte es ihn ersticken.

Allmählich erst begann er wieder Worte zu unterscheiden; er klammerte sich an den Baum und hörte mit weitaufgerissenen Augen zu.

„Niemals sollst du zu ihm zurückkehren, Merene, niemals!“

„Er war immer so abgeneigt aller Annäherung und aller Mitteilung, daß ihm jeder Versuch als eine lästige und sträfliche Einmischung erschien, sogar von meiner Schwester. Aber doch verstand sie es weit eher, ihn zu begütigen und ihm einen freundlichen Blick, manchmal sogar ein freundliches Wort abzugewinnen.“

Ich — ich verstand das nicht. Als ich noch ein Kind war und die Schwester schon erwachsen, dachte ich, wenn ich erst so alt wäre wie sie, würde es auch mir gelingen. Ach, aber zwischen ihm und mir änderte sich nichts! Oh, niemand weiß, wie ängstlich ich mich bemüht habe, ihm ein Zeichen der Liebe, der Teilnahme zu entlocken, niemand weiß, wie heiß ich mich nach einem zärtlichen Worte, nach einem Worte des Vertrauens gesehnt habe, niemand weiß, wie elend mich zuletzt die Erkenntnis gemacht hat, daß ich ihm wirklich gleichgültig bin oder vielleicht sogar zur Last, ich, seine Tochter, die niemanden auf der Welt hatte als ihn!“

Sie verstummte unter Schluchzen. Nach einer Pause fuhr sie fort:

„So entfremdet war ich ihm, daß ich nicht den Mut fand, ihm ein Wort von dir zu sagen, wie oft ich es auch gern getan hätte. Mein Dasein schien mir eine gräßliche Gefangenschaft; immer wieder überkam mich die Versuchung, heimlich zu entweichen, wie es die wirklichen Gefangenen machen, wenn sie können. Nur das Bewußtsein hielt mich zurück, daß auch die Freiheit keine Erlösung für mich wäre, weil ich so hilflos und unwissend in der Welt stünde. An wen hätte ich mich wenden sollen? Die Schwester sagte nur immer: ‚Du verstehst ihn nicht zu behandeln‘ — aber war das ein Trost für mich? Und Doktor Wendelin wollte nichts bemerken. Oder vielleicht merkte er wirklich nicht, wie schlimm ich daran war. Ich weiß auch nicht, ob es schon von allem Anfang an zwischen ihm und dem Vater eine abgemachte Sache war, daß ich ihn heiraten sollte. — Ich selbst dachte bis heute abend nicht im Traume an eine solche Möglichkeit; war er doch so kalt, so förmlich, so abweisend gegen mich, so verständnislos für meine Wünsche, so ganz anders, als ich mir liebende Menschen vorgestellt hatte! Tränen der tiefsten Beschämung habe ich jedesmal geweint, wenn er fort war, über mich, über ihn, über alle diese verkehrten, unseligen Verhältnisse. Und nun diejer Schluß!“

Sie fuhr sich verzweiflungsvoll in die Haare, durch die schönen Locken, die den guten Traugott in besseren Tagen so sehr bezaubert hatten. Jetzt stand er hier draußen, schauernd in der kühlen Nachtluft, regungslos auf sie hineinstarrend, die solche unvermutete Anklagen wider ihn erhob.

„Es war ein so furchtbarer Schmerz, der mich im Innersten traf, daß ich den körperlichen Schmerz gar nicht fühlte. Fast bewußtlos vor Angst und Aufregung lag ich vor ihm auf den Knien, und er in diesem Augenblick — er konnte in diesem Augenblick —!

Ich hatte ihm mein ganzes Herz ausgeschüttet, ihm alles anvertraut wie dem lieben Gott — und doch konnte er mich schlagen in diesem Augenblick! Da glaubte ich, die Erde müsse sich aufstun und ihn und mich verschlingen. Eine rote Wolke ging an meinen Augen vorbei, und ein

wildes Toben zerriß mir das Herz. In meinen Ohren brauste es, daß ich kaum verstehen konnte, was er sagte. Aber es waren schauerliche, wahnsinnige Worte, die er mir zuschrie, etwas von einem schändlichen Erbteil des Blutes, von einem vermaledeiten, ererbten Hang, und dann — o Friedrich, und dann nannte er plötzlich meine Mutter, meine Mutter, die ich nie gekannt habe, und von der weder ich noch meine Schwester jemals sprechen durften, und dann fluchte er auf sie in entsetzlichen Ausdrücken. Und dann — und dann stieß er mich mit dem Fuße von sich und sagte, ich solle ihm aus den Augen gehen.

O wäre ich doch gestorben, eh mir das widerfuhr! Wie soll ich das jemals verwinden! Er hat mich geschlagen, weil ich nicht in blindem Gehorsam den Mann seiner Wahl heiraten wollte, geschlagen, weil ich ihm das Geheimnis unserer Liebe gestand, geschlagen, während ich ihn süßfällig für das, was die einzige Freude meines traurigen Daseins war, um Verzeihung bat, für meine Liebe zu dir, Friedrich!"

Sie warf sich ihm leidenschaftlich in die Arme.

Und Traugott ward mit seinem zerrissenen Herzen Zeuge der heiligsten Schwüre und süßesten Liebkosungen, welche die junge Liebe erfinden kann. Er glaubte vor Müdigkeit und Seelenqual umzuzinken, und doch hielt er sich aufrecht, um keinen Moment sie, die er noch immer als die rechtmäßig Seine betrachtete, aus den Augen zu verlieren.

Bei jedem neuen Ruf überlegte er, ob er nicht am Fenster rütteln oder durch einen Ruf seine Gegenwart anzeigen sollte; und so oft sich Friedrich wieder über das Mädchen beugte, murmelte er zähneknirschend: der Glende! Denn er konnte es nicht anders fassen, als daß Friedrich der Urheber dieser unbesonnenen Flucht sei und die Verzweiflung des unglücklichen Mädchens gewissenlos dazu ausgebeutet habe.

Aber während Traugott noch wie gelähmt auf seinem Beobachtungsposten stand, entspann sich ein sonderbarer Kampf zwischen den beiden Liebenden; sie folgte ihm, er wehrte sie von sich ab, sank für einen Augenblick wieder an ihre Brust und raffte sich gleich wieder gewaltsam auf.

„Ruhe dich aus, schlafe,“ sagte er. „Ich — ich will dich jetzt allein lassen —“

„Aber wohin gehst du? Warum willst du mich allein lassen? Warum willst du nicht bei mir bleiben?“

„Ich bleibe ja bei dir. Ich will vor dem Fenster unter der Linde sitzen und deinen Schlaf bewachen.“ Er drückte sie noch einmal ungestüm an sich und stürzte dann zur Tür hinaus. Gleich darauf raffelte der Kiegel am Haustor.

Traugott hatte sich, einem dunklen Antrieb folgend, eilig niedergesetzt.

Aber Friedrich kam nicht unter die Linde; er entfernte sich hastig in die andere Richtung. Da sprang Traugott auf und rannte ihm nach. Atemlos vor Aufregung packte er in dem Augenblick, als Friedrich sich nach dem Geräusch der Schritte umwandte, seinen Arm. Er fand gar keine Worte.

„Du bist's?“ rief Friedrich in großem Erstaunen. „Wie kommst denn du plötzlich her? Was willst du denn hier?“

„Was ich hier will?“ kreischte Traugott, kaum seiner Stimme mächtig. „Und das fragst du noch, du, du, für den ich keinen Namen habe, Elender! Das Mädchen will ich, das du mir gestohlen hast, meine Braut, meine rechtmäßige Braut, und ich sage dir, du sollst mir Rechenschaft geben und ihre Ehre reinwaschen und wär's mit deinem Blut —“

„Fasle doch nicht von Rechenschaft und reinwaschen! Und vor allem, komm aus der Nähe des Hauses weg und mäßige dich, wenn du mit mir reden willst.“

„O vortrefflich, vortrefflich! Er fordert mich auf, mich zu mäßigen, er — mich! Du Wicht, du erbärmlicher! Mit deinem schändlichen Höllengeschwäg hast du das arme unschuldige Mädchen an dich gelockt, ihre Unerfahrenheit hast du frech ausgebeutet —“

„Hier kann von keiner Verlockung und Ausbeutung die Rede sein,“ antwortete Friedrich, unterbrach sich aber gleich und setzte hinzu: „Und wenn ich sie verlockt habe, so werde ich es verantworten, aber nicht vor dir.“

„Du jämmerlicher Feigling! Und du wagtest es — wirklich, deine Niederträchtigkeit übersteigt alles Dagewesene!“

Du wagtest es, zu mir zu kommen, um durch meine Vermittlung Zutritt in das Haus des Mannes zu erlangen, dessen Locier du verfügen wolltest! Durch meine Vermittlung! Oh, es ist unerhört!"

„Aber so laß dir doch sagen, Wendelin: wie konnte ich damals denken, daß du ein Mädchen heiraten wolltest, welches du erst zweimal gesehen hattest —“

„Glaube ja nicht, daß ich mich noch einmal von dir beschwären lasse. Jetzt durchschaue ich die unverhämten Märchen, die du mir ausbinden wolltest! Jetzt weiß ich, warum du deine Prinzipien als die einzig geltenden Gesetze der Menschlichkeit proklamierst, warum du dein Einjüblerleben als ein freiwilliges, als ein Verdienst hinstelltest! Jetzt sehe ich, daß dich die Gesellschaft ausgestoßen hat, daß du nicht einmal im Kreise anständiger Arbeiter geduldet worden bist —“ Nun riß auch Friedrichs Geduld.

„Jetzt aber schweige!“ herrschte er Traugott an, immer mit gedämpfter Stimme, und zog seinen aufgebrachten Gegner noch weiter aus der Nähe des Hauses mit sich fort. „Wärest du nicht so kalt und ablehnend gegen mich gewesen, so hätte ich in alter Anhänglichkeit dir gleich mein ganzes Herz ausgeschüttet. Du aber, statt mir zu helfen, suchtest nur, mich schleunigst wieder los zu werden. — Wie kommst du nun dazu, du, von mir Rechenschaft zu fordern? Weil diejenige vor deinen Augen Wohlgefallen fand, die ich liebte, lang ehe du sie kanntest? Weil du in blindem Egoismus sie von ihrem Vater für dich begehrtest, ohne erst zu untersuchen, ob du ihr dadurch nicht unjägliche Leiden verursachtest? Sie mit deiner Neigung in eitler Vereinnahmung hoch zu ehren glaubtest, während du sie gefühllos ihrem Elend überließeist, blind und taub für alles, was nicht dein eigenes Ich betraf —? Du selbst, ja du allein bist schuld, wenn sie — wenn wir getan haben, was vielleicht anders besser wäre; du hast sie aus dem Hause ihres Vaters getrieben, du hast sie zu diesem Schritte gezwungen, du, du hast alles Unheil verschuldet.“

Traugott rang nach Atem.

„O gut, sehr gut,“ sagte er höhnisch. „Wälze die Schuld auf mich, das ist die wohlfeilste Methode, dich reinzuwaschen. Aber der Umfang alles Unheils ist größer, als du weißt.“

Der Präsident liegt im Sterben; und ich bin ausgesandt worden, um die junge Dame, die wir bei ihrer verheirateten Schwester vermuteten, nach Hause zurückzubegleiten.“

„Was soll mich das kümmern? Dieser Vater hat alle Rechte auf seine Tochter verwirkt. Sie steht jetzt unter meinem Schutze, und ich gebe sie ihrem Peiniger nicht wieder zurück.“

„Das werden wir doch sehen! Willst du mir vielleicht verbieten, ihr diese Nachricht mitzuteilen? Ihr verbieten, selbst zu wählen, was sie nun tun will?“

Friedrich überlegte einige Zeit schweigend, dann sagte er finstler: „Also komm.“



In seinem Leben zum erstenmal war Traugott um eine Stunde zu spät in das Bureau gekommen.

Stumpf und erschöpft beantwortete er die Erkundigungen seiner Kollegen nach dem Befinden des Präsidenten mit ausweichenden Redensarten; er hatte ein solches Bedürfnis, mit sich allein zu sein, daß ihn jedes Wort belästigte. Er suchte Ruhe und Klarheit auf dem bewährten Wege der Überlegung in seinem Innern wieder herzustellen; aber wie er sich auch anstrengte, er fand weder Klarheit noch Ruhe.

Sein Herz wollte der weisen Stimme, die stets den Ton angegebet hatte, plötzlich nicht mehr gehorchen. Alle seine Ermägungen, Bedenken, Rücksichten fielen hin wie Kartenhäuser, und seine Liebe allein behauptete siegreich das Feld. Denn diese Liebe war unter der Gewalt der letzten Ereignisse nicht erloschen, wie er doch von sich erwarten durfte; vielmehr war eine blinde, wütende Eifersucht in ihm ausgebrochen, die das Gefühl, das ihn an Merene kettete, zu einer doppelt heißen, doppelt schmerzlichen Glut entfachte.

Als er vor sie getreten war, um ihr die traurige Botschaft mitzuteilen, hätte er sie mit Gewalt an sich reißen, sie in seinen Armen davontragen mögen, um sie nie wieder herauszugeben, nicht einmal ihrem eigenen Vater. Und mit mühsam bezwungener Leidenschaft beobachtete er sie, während

er sie gemeinsam mit Friedrich, den er vergeblich zu verschrecken gesucht hatte, zurückführte in ihr Vaterhaus. Dort hatte Merene ihre beiden Begleiter davongeschickt; und Traugott war erst vom Schauplatz gewichen, als er sah, daß sich Friedrich in der That entfernte.

Während er so vor seinem Schreibtisch saß, unfähig, seine Gedanken auch nur einen Augenblick von den Vorgängen dieser Nacht abzulenken, trat derjenige herein, den kennenzulernen er jetzt am wenigsten Neigung fühlte, Friedrichs Vater.

Traugott fügte sich äußerlich gefaßt und heimlich zähneknirschend in das Unvermeidliche. Er theilte dem alten Herrn mit, daß ein „glücklicher Zufall“ ihn jüngst mit dem Gesuchten zusammengeführt hatte; alles übrige behielt er einstweilen für sich.

Der Alte war ganz selig über diesen glücklichen Zufall, den er einen „Fingerzeig Gottes“ nannte, ohne Traugotts ironische Betonung zu bemerken; und dann bat er ihn voll Freude, ihn doch gleich an Ort und Stelle zu führen.

Traugott wollte schon mit Entrüstung diese Zumutung ablehnen; aber der Gedanke, daß in seiner Abwesenheit Friedrichs Angelegenheit eine günstige Wendung nehmen könnte, bewog ihn, trotz Müdigkeit und Groll einzuwilligen.

Er ließ bei seinem Diener die Nachricht zurück, wohin er gegangen sei, für den Fall, als man ihn suche, und machte sich reisefertig — im Grunde seines Herzens eigentlich froh, mit der quälenden Unruhe, die ihn erfüllte, nicht länger hinter den Schreibtisch gebannt zu sein.

Aber zu Traugotts ärgerlicher Überraschung fanden sie Friedrich nicht zu Hause. Die Hausfrau führte sie in sein Zimmer und gab mit geschwäßigem Behagen die Nachrichten über das Leben ihres Hausgenossen, die der Alte ihr abfragte, während Traugotts übernächtige Augen geistesabwesend auf dem Bette rühten, wo er vor wenigen Stunden seine Braut wiedergefunden hatte.

Die Hausfrau verwunderte sich zuerst sehr umständlich darüber, daß jemand komme, der sich einen guten Freund Friedrichs nenne; denn er selbst habe ihr oft wiederholt, sie sei die einzige Seele auf der Welt, die sich seiner annehme.

„Nun, und da hätte er sich meinetwegen auch eine andere suchen können,“ fuhr sie fort, immer zwischen Lachen und Ärger. „Nicht als ob ich ihm etwas Schlechtes nachsagen möchte — aber ich glaube immer, es ist da oben nicht ganz richtig bei ihm. Sie müssen wissen, ich bin Witwe, und das Haus, das mein Mann umgebaut hat, ist für mich und meine zwei Kinder zu groß, und so vermiet’ ich diese Stube hier. Ich habe schon wunderliche Leute hier wohnen gehabt; aber was den jungen Menschen betrifft, um den Sie sich erkundigen, der ist wunderlicher als alle. Anfangs hab ich ihn für einen reisenden Korbmachergesellen gehalten; er arbeitete bis zum Abend still in seinem Zimmer und gab mir, wenn ich zum Markt fuhr, seine Arbeiten mit. Damit könnte er sich ein hübsches Stück Geld verdienen; denn das muß man sagen: er ist merkwürdig geschickt, und die Leute sind ganz veressen auf seine Sachen. Aber nach einiger Zeit, als er sich nach meiner Schätzung ein kleines Sümmchen erspart haben mußte, ließ er nach; es war gerade Frühjahr, und da saß er nun stundenlang draußen unter der Linde, die Hände müßig im Schoß, oder er lief in den Wäldern herum und kam erst spät abends nach Hause. Manchmal liest er auch in Büchern wie ein Gelehrter, aber das endet gewöhnlich damit, daß er das Buch in einen Winkel wirft. Einmal, als er mich Sonntags in unserem Wochenblättchen lesen sah, sagte er böse, ich solle doch um Himmels willen nichts Gedrucktes lesen, die Druckerschwärze habe der Teufel erfunden. Aber als ich nun ganz erschrocken war, lachte er wieder ausgelassen. Überhaupt ist er wetterwendisch wie der April; Sonnenschein und Regen sind immer beisammen bei ihm. — Vor längerer Zeit, es mag anfangs Mai gewesen sein, hatten wir uns zertragen; er wirtschaftete da im Garten herum und behauptete, er sei auch ein gelernter Gärtner. Das aber wollte ich mir nicht gefallen lassen; ich fragte ihn, wer von uns beiden denn Herr im Hause sei. Nun wurde er gleich wild und sagte, er werde sein Bündel schnüren. Warf den Hut auf den Kopf und ging.

Als er aber abends nach Hause kam, war er wie ausgewechselt, gab mir alle schönen Namen und bat mich auf das liebeichste um Verzeihung, so daß ich ihm doch

wieder gut sein mußte. Seit der Zeit aber ist er nicht mehr derselbe. Früher, wenn er seinen guten Tag hatte, war er freundlich und gesprächig, spielte mit dem Buben und hörte das Mädchen in den Schulaufgaben aus; und wenn er unter der Linde saß, ließ er sich oft mit Vorübergehenden in einen Diskurs ein. Freilich ging das öfters für mich nicht angenehm aus. Bei allen seinen Mucken ist er nämlich seelengut, leider! Denn fast jede Woche hatt' ich irgendetwas einen zerlumpten Bettler im Hause, mit dem er das Zimmer theilte.

Einmal hätte er mir beinahe eine schöne Bescherung auf den Hals geladen. Er sitzt wie gewöhnlich unter seiner Linde — von der muß ich auch noch eine Geschichte erzählen! — und liest. Da kommt eine Weibsperson langsam daher. Die redet er gleich an und sagt, sie möge sich doch zu ihm setzen und ein wenig ausruhen; denn sie war guter Hoffnung. Nun erzählte — ich arbeitete nebenan im Garten und hörte alles mit an — nun erzählte ihm die Frau eine lamentable Geschichte, wie sie in die Stadt gegangen sei, obwohl es ihr schon recht schwer ankomme, um ihren Mann, der als Wildschütz eingezogen worden, noch einmal vor ihrer schweren Stunde zu sehen. Denn sie sei erst dreiviertel Jahr verheiratet, und es wäre gar so schrecklich, gerade jetzt den Mann nicht bei sich zu haben; sie hätten sich erst lange nicht heiraten können und seien nun bitterlich arm — und so weiter ein langes und breites. Mein Herr Friedrich natürlich kennt sich vor Mitleid nicht aus; wie er hört, sie habe noch einen Weg von zwei Stunden vor sich — Abend wolt' es auch schon werden — und sie fühle sich so sterbensmatt und elend, da kann er sich nicht mehr halten; er ruft mich herbei und will, ich soll die Frau sogleich in seine Stube begleiten und ihr sein Nachtlager herrichten. Umsonst stell' ich ihm vor, daß es für die Frau in einem solchen Zustande das beste ist, nach Hause zu kommen; er wirft mir gleich Unmenschlichkeit vor und redet mir so ins Gewissen, daß ich endlich nachgeben mußte. „In Gottes Namen“ sag ich also und führe die Frau, die blaß wie die Wand und blutjung war, hinein. Und er übernachtete ihretwegen auf dem Heuboden und war überhaupt so eifrig für sie bedacht, daß ich geglaubt hätte, das hübsche Wa-

sicht habe ihm's angetan, wenn ich nicht vierzehn Tage früher gesehen hätte, wie er's mit dem alten Krüppel trieb, der noch drei Stunden in die Nacht hinein gehen wollte, weil ihm ein Bauer aus Barmherzigkeit Abendbrot und Nachtlager versprochen hatte.

Zum größten Glück verging die Nacht ohne Ereignis, und das Weibchen zog am nächsten Morgen munter wie ein Fisch und reichlich von ihm beschenkt fort, nachdem er in seiner Gutmütigkeit auch noch versprochen hatte, Pate zu stehen. Später war er über mich ungehalten, weil ich ihm vorstellte, was für eine Wirtschaft es mit so einem kleinen Wurm gewesen wäre, und wie unüberlegt er sich diejer Person angenommen habe. „Ich hätte Sie nicht weiter in Anspruch genommen,“ sagte er mit seinem gewissen Hochmut. Freilich! Ich hätte ihn sehen mögen! Er, der in allen Stücken so unbeholfen und kopflos ist, der immer zuerst wie ein Sturmwind herumtobt und schließlich sich nicht zu raten und zu helfen weiß! Er hat aber doch etwas Gewinnendes, es ist nicht zu leugnen; und nicht bloß, weil er ein hübscher Bursche ist, tut man ihm zuletzt doch immer seinen Willen. So war's auch mit der Linde — das muß ich Ihnen doch noch erzählen, lieber Herr, weil Sie schon etwas Näheres über ihn erfahren wollen. Diese Linde nämlich, die mit ihren Ästen bis an dieses Fenster reicht und das Zimmer so unfreundlich dunkel macht, hätte ich unlängst vorteilhaft verkaufen können. Der Baum wird wohl an die hundert Jahre alt sein, aber für mich ist er unnütz; er wirft mir nur Schatten in den Gemüsegarten und brütet Ungeziefer aus; also wäre ich ganz froh gewesen, wenn der Holzhändler mir ihn weggeschafft hätte. Wie nun der Herr Friedrich von dem Handel hört, kommt er zu mir gestürzt. „Sie wollen diese wunderbare Linde niederhauen lassen?“ sagt er mit rollenden Augen. „Nun,“ sag ich, „s' wird wohl kein Unrecht sein, wenn ich einen Baum, der mir gehört, verkaufe?“ „Was?“ schreit er wild, „wegen ein paar elenden Groschen wollen Sie diesen Baum verschachern, die Pieder Ihres Hauses und der ganzen Umgebung, diesen Baum, den Ihre Voreltern gepflanzt haben, und der Ihnen als das Wahrzeichen Ihres Hauswesens heilig sein sollte?“ Ich lache natürlich und sage,

daß meine Voreltern den Baum gar nicht gepflanzt haben, weil erst mein Mann das Haus gekauft hat, und daß mit einem Wort mir das Geld lieber ist, als der Baum. Da fragt er mich kurz, wieviel ich für den Baum fordere. Und kaum hab' ich den Preis genannt, so rennt er spornstreichs davon, und kommt richtig mit dem Geld in der Hand zurück. Das wird doch närrisch sein! Kauft sich um seine ganze Barschaft einen Baum in einer Gegend, wo er nicht daheim ist, vor einem Hause, das nicht ihm gehört, in dem er nur so lange wohnt, als mich's freut. Und wahrhaftig, wenn er's so fort treibt, wird mir die Geduld bald reißen. Keine Nacht ist er zu Hause; oft find' ich ihn frühmorgens auf der Bank unter seiner Linde eingeschlafen, totenbleich und mit verbrauchtem Haar. Auch tagsüber irrt er herum, ißt nichts, spricht nichts, und ich will meinen Kopf verwetten, daß seine Augen nicht krank, wie er sagt, sondern verwacht sind, wenn sie so rote Ränder haben. Weiß der Himmel, was er treibt! Er wird wohl eine Liebchaft in der Stadt haben oder sonst liederlich sein. Und heute nacht hört ich ihn vor dem Hause mit einem Zweiten herumschreien; als ich beim Fenster hinausguckte, sah ich ihn und noch einen hürrisch auf und ab gehen: und dann war ein Türauf-, Türzumachen, ein Hin- und Herrennen, wie es in keinem ordentlichen Hause geduldet würde. — So, meine Herren," schloß sie ihren Bericht kurz abbrechend, durch diese Erinnerung geärgert, „jetzt haben Sie genug gesehen und gehört, jetzt gehen wir, sonst kommt er am Ende, und ich muß mit obendrein noch eine Grobheit sagen lassen.“

„Wann pflegt er nach Hause zu kommen?“ fragte Friedrichs Vater.

„O mein lieber Herr, da kann von keinem Pflegen die Rede sein. Er kommt und geht, wie's ihm gerade einfällt. Nicht einmal zur Essenszeit ist er pünktlich; ich decke ihm seine Portion zu und stelle sie ihm in sein Zimmer; dort schluckt er sie hinunter, wenn er kommt. Kalt oder warm, fett oder mager, süß oder sauer, das ist ihm ganz einerlei, er nimmt mit allem vorlieb; und wenn's ihm manchmal mit dem Gelbe knapp geht, so lebt er tagelang von Brot und Milch.“

Als der alte Herr sich mit Traugott auf dem Rückweg befand, sagte er:

„Sie können gar nicht glauben, was für ein Querkopf mein Sohn ist. Er hat wirklich ein gutes Herz, die Frau hat vollkommen recht; und dennoch ist nicht auszukommen mit ihm. Zahllose Sorgen hat er mir in seinem Leben schon verursacht!“

„Und wird sie noch verursachen, fürchte ich,“ antwortete Traugott mit düsterer Miene.

„Wie? Sagen Sie das bloß wegen der Erzählung, die Sie eben vernommen haben, oder wissen Sie etwas Bestimmtes?“

Traugott seufzte und zuckte die Achseln. Er wäre jetzt vorsichtig mit einigen Andeutungen herausgerückt, wenn nicht der Gegenstand dieses Gespräches ihnen gerade entgegengekommen wäre.

„Ich suche dich, Wendelin,“ rief Friedrich schon von weitem, ohne den Begleiter zu bemerken. „Der Präsident ist zum Bewußtsein gekommen, er verlangt nach dir. — Im Amte habe ich erfahren, wohin du gegangen bist; was du in meiner Wohnung zu suchen hattest, wollen wir ein anderes Mal ausmachen.“

Nach diesen Worten wollte er wieder kehrtmachen, da fiel sein Blick auf den alten Mann. Er stutzte, trat einen Schritt vor, errötete lebhaft, erbleichte, schlug die Augen nieder und trat wieder zurück.

„So also empfängst du mich nach sechsjähriger Trennung!“ sagte der Alte. „Ich, der Beleidigte, suche dich auf, komme zu dir, nachdem ich mir undenkliche Mühe gegeben, deinen Aufenthalt zu erfahren — ich komme zu dir, und nun empfängst du mich so!“

Schweigend und mit abgewendetem Gesicht reichte ihm Friedrich die Hand, schweigend blieb er vor ihm stehen.

Der Vater jedoch schien zu meinen, die Reihe des Sprechens sei an dem Sohn, und so entstand eine Pause, welche nur durch ein Räuspern Traugotts unterbrochen wurde. Endlich nahm doch Friedrich das Wort.

„Und warum, Vater,“ sagte er, immer abgewendet, „suchst du mich auf? Mich, den Ungeratenen, den Über-

spannten, den Narren —? Ich fürchte, es wird auch jetzt nicht gut zwischen uns enden.“

„Warum beschwörst du die alten Mißthelligkeiten gleich wieder herauf? Du wirst in diesen sechs Jahren ohnedies oft genug Gelegenheit gehabt haben, deine verhängnisvolle Festigkeit zu bereuen —“

„Kein einziges Mal!“

„auch wenn du dir's nicht eingestehen magst. Obwohl du, wie ich sehe, nicht duldsamer geworden bist, erwart' ich doch, daß du ruhiger und unparteiischer urtheilen wirst. Meine Frau ist vor einem Jahre gestorben. Dein Bruder vor zwei Monaten. Daß Unrecht, das sie dir vielleicht zugefügt haben, mußt du also mit ihnen begraben sein lassen. Sei verständig, Alfons; verschone mich mit deinen Spitzfindigkeiten — ich, der Alte, der Vater, biete dir die Hand zur Umkehr und Versöhnung. Schlage ein ohne Bänkerei und Geschwäg, es wird dein Schaden nicht sein!“

Diese Rede machte dem Zuhörer Traugott wenig Vergnügen. Daß gerade jetzt seinem armen Nebenbuhler, der ans Heiraten nicht denken durfte, ein offenbar wohlhabender Vater erscheinen mußte! Aber wie unglaublich unklug war dieser Friedrich-Alfons, wie unkindlich verstockt in Traugotts Augen! Denn er antwortete auf seines Vaters Entgegenkommen nicht, wie Traugott erwartet hatte, mit einer gerührten Umarmung, sondern er schwieg ungeschlüssig eine Weile, schien mit sich selbst zu kämpfen, holte tief Athem und sagte endlich:

„Ich will ruhig und offen mit dir reden, Vater; höre du mich auch ruhig an. Es ist mir leid, daß darfst du mir glauben, es ist mir aufrichtig leid, daß du deine Lieben verlieren mußtest, und daß dir nur derjenige geblieben ist, der dir doch niemals eine rechte Freude machen kann. Du suchst somit in mir nicht die Persönlichkeit, sondern nur den Sohn, das merk' ich wohl. Vater, wenn du mich kennst, so weißt du auch, daß mich das schmerzt. Aber ich will nicht so genau unterscheiden, ich will annehmen, daß diese Auffassung überhaupt im Wesen der elterlichen Liebe liegt; denn es weiß ja doch kein Vater, was für ein Mensch sich aus dem Kinde, das ihm geboren wird, endlich entwickelt.“

Der Vater seufzte ungeduldig auf, und der Sohn fuhr fort:

„Du handelst gütig gegen mich, das erkenne ich an, und möchte von Herzen gern dankbar gegen dich sein. Aber was forderst du von mir? Daß ich mit dir zurückkehre, um in deinem Hause zu leben und mit dir beisammen zu sein in dem freudlosen Getriebe der Großstadt? Vater, das kann ich nicht. Wer Freiheit gewohnt ist wie ich, nicht gekettet durch eine eifertige, aufreibende Geschäftigkeit, nicht verpflichtet zu einer verdrießlichen Tätigkeit nach der Uhr, wer so ist wie ich, Vater, der kann sich freiwillig nicht mehr ins Joch zurückbegeben. Sieh, ich rede ehrlich und kann nicht anders. Ich, Vater, bin glücklicher in meiner Armut, als du in deinem Reichtum — und könntest du dich entschließen, Vater, einige wertlose Bequemlichkeiten aufzugeben, um zahllose köstliche Vorteile dafür einzutauschen, du würdest ein geliebter Freund seliger Menschen sein, ein verehrtes Mitglied des schönsten Bundes, das gesegnete Oberhaupt der glücklichsten Familie —“

„Immer derselbe Phantast!“ sagte der Vater kopfschüttelnd. „Du kannst es nicht lassen, zu predigen, du mußt mir durchaus schon die erste Stunde mit deinen Deklamationen verbittern! Sei nicht kindisch, Alfons. Ich bin zu alt, um die Gewohnheiten, in denen ich grau geworden bin, aufzugeben und bei dir in die Schule zu gehen. Es wird sich alles finden; sage mir lieber: Was war das für eine Botschaft, die du meinem jungen Beistand hier mitgeteilt hast?“

Traugott, der ein gemessenes Schweigen bewahrt hatte, mischte sich hier ins Gespräch. Er empfahl dem alten Herrn, dem Präsidenten einen Besuch zu machen, denn es könnte sein, daß ihn in dem Hause desselben noch eine überraschende Neuigkeit erwarte — eine Bemerkung, die ihm von dem Vater einen verwunderten, von dem Sohn einen verächtlichen Blick eintrug.

Auf dem Wege in die Stadt, während Traugott halb aufgerieben von seiner zurückgehaltenen, leidenschaftlichen Erregung mit halbem Ohr zuhörte, setzten Vater und Sohn ihr Gespräch fort und waren dabei immer hart auf dem Punkte, sich zu entzweien. Der Vater erzählte von dem

Tode seiner Frau und seines jüngeren Sohnes, welcher einer ansteckenden Krankheit in wenigen Tagen erlegen war. Friedrich, selbst zu Tränen gerührt von den Tränen seines Vaters, rief aus:

„O lieber Vater, gönne mir ein Wort der Zärtlichkeit, eine Silbe väterlicher Anerkennung, und ich will ganz der Deine sein! Ich wünsche ja nichts sehnlicher, als daß ich alles Ungeheiß und alles Unrecht in meinem Leben gutmachen könnte! Liebster Vater, ich sehe wirklich ein, daß ich viel Verkehrtes getan habe, daß ich zu schwach und zu unfähig bin, um die Aufgaben zu erfüllen, von denen ich träumte —“

Aber als der Vater in zurechtweisendem Tone versetzte: „Gut, daß du das endlich einsehst!“, da sah Traugott den Sohn zurückfahren, wie mit kaltem Wasser begossen.

Vor dem Hause des Präsidenten erwartete sie schon die alte Magd und teilte ihnen mit verweinten Augen mit, dem Herrn gehe es schlecht; sein Bewußtsein sei zwar zurückgekehrt, aber die ganze linke Seite gelähmt; er habe den Gebrauch der Sprache verloren und könne sich nur unvollkommen durch Zeichen verständlich machen.

Merene, die über die Treppe herabgefallen kam, bestätigte diese Nachrichten in Hast; sie wechselte mit Friedrich nur einen kurzen Gruß ohne sich Zeit zu nehmen, nach dem neuen Ankömmling zu fragen, und sagte zu Traugott:

„Gott sei Dank, daß Sie endlich hier sind, Herr Wendelin! Er ist außer sich darüber, daß Sie so lange nicht kommen.“ Das war süße Musik in Traugotts Ohren. Aber er hatte es gar nicht eilig, sich zu dem Präsidenten zu begeben. Ihm graute davor, ihn in diesem schrecklichen Zustande wiederzusehen; zögernd fragte er:

„Und wissen Sie nicht, teures Fräulein, was er von mir wünscht?“

Sie zuckte mit niedergeschlagenen Augen die Achseln und reichte ihm mehrere Zettel, auf denen in der Handschrift des Präsidenten sein Name stand.

„Immer wieder ergriff er den Bleistift, und schrieb

Ihren Namen," sagte Merene, „wie oft ich ihm auch betuerre, daß Sie jeden Augenblick kommen müssen.“

Unbeweglich ausgestreckt lag der Präsident auf seinem Bett. Sein Gesicht war entstellt; die untere Hälfte desselben war verzerrt und starr, aber seine Augen unter den finsternen, grauen Brauen rollten unablässig hin und her.

Friedrich und sein Vater waren im ersten Zimmer zurückgeblieben; Traugott, von Merene begleitet, näherte sich ängstlich dem Kranken. Dieser gab bei seinem Anblick einige Laute von sich, die nicht zu verstehen waren; dann suchte er mit der rechten Hand auf der Decke umher, und als ihm Merene den Bleistift in die Hand gegeben und einen Streifen Papier untergeschoben hatte, schrieb er langsam und mit Anstrengung, aber deutlich: „Sie heiraten meine Tochter, das ist mein letzter Wille.“

Mühsam reichte er Traugott das Blatt und sah ihn erwartend an.

„Ja, Herr Präsident," versetzte Traugott feierlich, von Glück und Grauen übermannt. Er wagte es nicht, Merene anzusehen, die ohne Regung neben ihm stand. Dann winkte der Kranke, daß er gehen könne. Traugott ergriß Merenes Hand, eine marmorkalte Hand, die sie ihm ohne Widerstand überließ, und führte sie aus dem Zimmer. Draußen aber warf sie sich fassungslös an Friedrichs Brust.

„Wir sind verloren!" schluchzte sie. „Du bist für mich verloren!"

„Was hat das zu bedeuten?" fragte Friedrichs Vater verwundert. „Was geht hier vor?"

„Merene ist meine Braut, Vater —“

„Mein, die meine," rief Traugott frohlockend und hielt den beschriebenen Streifen in die Höhe; „der letzte Wille des Präsidenten verbindet sie mit mir!" Er wollte wieder Merenes Hand fassen, aber sie entzog sie ihm unwillig, und verbarg ihr Gesicht neuerdings an Friedrichs Schulter. Das entseßte in dem Herzen des Verschmähten alle Leidenschaften, die darin schlummerten, Eifersucht, Born, Rachsucht.

„Ja, staunen Sie, staunen Sie nur," jagte er wütend zu Friedrichs Vater. „Das ist der Tugendspiegel, der

utorische Wundermann! Sehen Sie sich ihn an — er hat mich mit dem besten Kusse meine Blaut versüßt, die Tränen eines schmerzgeplagten Mannes, um die ich geworben habe die mich der Heilung wegen angehört, er hat sie durch mich wieder verblichen!“

„Nun red' Alfonso!“ sagte der Vater ungehalten. „Erkläre mir den Vorgang. Was spricht dieser Herr von versüßen und verblichen?“

„Vater ich beschwöre dich!“ antwortete Friedrich, seinerseits auch nicht leidenschaftlos, und hielt noch immer Metene umfaßt. „Was sollen diese Erörterungen in Gegenwart dieses armen, gequälten Kindes, das der Härte eines eigenjinnigen Vaters zum Opfer fällt —? Höre nicht auf das Geschwätz dieses armseligen Menschen, der zu engherzig ist, um selbst in diesem Augenblick seinen kleinlichen Haß gegen mich zu unterdrücken, den sein egoistischer Groll verleitet —“

„Nun wird's mir zu toll,“ rief der Alte, vollends aufgebracht. „Anklagen über Anklagen von allen Seiten und kein vernünftiges Wort der Aufklärung! Also jagen Sie, Herr Doctor, was hat er mit dem Fraulein gehabt?“

„Entführt hat er sie, entführt aus dem Hause ihres Vaters, bei Nacht und Nebel —“

„Ist das wahr, Alfonso?“

„Vater, wenn du mich je geliebt hast, wenn noch ein Funke von Glauben und Vertrauen für mich in dir lebt —“

„Ach was, laß die Phrasen und rede gerade heraus. Ist es wahr oder nicht? Du schweigst? Also es ist wahr? Lügner, Heuchler du! So weit ist es mit dir gekommen! Muß ich denn nichts als Schande an dir erleben!“

„Welche Schande, Vater?“ fuhr Friedrich auf. „Ist in deinen Augen Liebe eine Schande? Du siehst, ich liebe dieses Mädchen mehr als mich selbst — wenn du in meiner Liebe, in der wahren, ewigen, heiligen Liebe des Mannes zum Weibe eine Schande erblickst —“

„Narr!“ unterbrach ihn der Vater immer heftiger. „Du bist wahrhaftig nicht imstand, eine vernünftige Antwort zu geben. Diese gottverdammten Tiraden, dieses hochtrabende Geschwätz —“

„Du willst mich einfach nicht verstehen, Vater. Du mißtraust mir grundsätzlich, wie es scheint —! Warum hast du mich dann unter dem Vorgeben väterlicher Gefühle aufgesucht? Ich habe keine Waffen gegen Mißtrauen und Ubelwollen. Merene ist mein und wird mein bleiben — aus!“

„Reize mich nicht länger, Alfons! Mäßige dich, betenne —“

„Nie!“

„Gut! Da du es so haben willst, hab es. Mache deine Sache mit diesem Herrn hier aus — wir zwei sind fertig. Beim Himmel! Lieber will ich in fremden Armen die Augen schließen und mein Hab und Gut noch bei Lebzeiten vererben, als mit solch einem entsprungnen Tollhäusler zusammenbleiben. Gehab dich wohl!“

Er ergriß Stock und Hut und stürzte zur Türe hinaus.

Traugott hatte während dieses Streites nur Augen für Merene. Er sah, wie sie mit wachsender Bestürzung ihre Blicke bald auf den Vater, bald auf den Sohn richtete.

Nun sagte sie zu dem finster vor sich hinstarrenden Friedrich:

„Aber warum hast du nicht gesagt, wie es sich in Wahrheit verhält? Wenn du mich zu dieser Flucht überredet hättest, wäre es also sehr unverzeihlich gewesen? Und daß ich sie aus eigenem Antriebe unternahm, ist so schmachvoll für mich, daß du es nicht sagen willst?“

Sie wollte forteilen; Friedrich hielt sie zurück. „Wo hin? Was willst du tun?“

„Ihm sagen, wie alles gekommen ist —“

„Das wäre doch vergeblich. Er wird das nie begreifen!“

„Laß mich's versuchen, Friedrich, ich bitte dich! So viel Unheil ist aus meinem Schweigen entstanden, daß ich lieber zur Unzeit reden will, als vielleicht wieder zur Unzeit schweigen. Aber geh' nicht mit mir, das wird besser sein.“

Sie verließ eilends das Zimmer. Friedrich warf sich in einen Stuhl; Traugott aber schlich nach einem kurzen Bögen hinter ihr hinaus. Er, der verlobte Bräutigam, hatte doch auch ein Recht, zuzuhören!

Im Flur stand der alte Mann und trocknete sich den Schweiß von der Stirne. Traugott hörte ihn zu Merene, die mit bittender Gebärde vor ihm stand, sagen:

„Dieser Unglücksmensch! Er hat ein eigenes Talent, mich aufzubringen, mich in Zorn zu setzen! Wenn er so auf eine verständige Frage mit einer hirnverbrannten Phrase, die gar nicht darauf paßt, antwortet, Fräulein, zerreißen könnt' ich ihn da. Und ich bin doch wirklich ein Mensch, mit dem sich's reden läßt, wenn ich auch ein wenig jäh bin. Ich kann's Ihnen gar nicht sagen, liebe Fräulein, wie es mich gewurmt hat, daß er damals auf und davon-gelaufen ist, weil ich mich in der Hitze vielleicht etwas heftiger gegen ihn ausließ, als er es verdiente. Immer ging mir der undankbare Bursche im Kopf herum, aber meine selige Frau riet mir ab, ihn aufzusuchen. ‚Daß ihn nur erst sehen, wie es ist, auf sich selbst angewiesen zu sein,‘ sagte sie, ‚das wird ihm heilsamer sein, als wenn ihm der Vater nachläuft und ihn schön bittet, nur wieder heimzukommen und das liebe Herzensjöhnchen zu sein.‘ Das hab' ich schließlich auch eingesehen, aber nun, als ich so ganz allein stand, hab ich die Dummheit doch begangen — und erfahre dabei, wie recht sie hatte mit ihrem Rat.“

„Aber bester Herr,“ sagte Merene, „es ist ja wirklich nur ein Mißverständnis. — Er wollte mich nicht verraten, glauben Sie mir. Denn nicht er hat mich überredet, mit ihm zu fliehen, sondern ich habe es getan ohne sein Vorwissen, aus eigenem Antrieb!“

„Das ist mir ein schöner Held, der seine Einwilligung zu dieser großmütigen Ausrede von Ihrer Seite gibt, um seinen Hals aus der Schlinge zu ziehen —“

„Nein, bei Gott, keine Ausrede! Aber wollen Sie wirklich so unverzöhnt fortgehen? Wollen Sie mir keinen Glauben schenken?“

„Nun, ich glaube Ihnen ja, liebes Kind. Fassen Sie sich, beruhigen Sie sich. Wir werden uns später verständigen.“

„Nicht später, jetzt gleich! Ich bin ruhig, ich bin gefaßt. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen alles erzähle — niemand sonst kann das, als ich. Denn ich bin an allem schuld, ich ganz allein!“

Sie lehnte sich erschöpft an das Geländer der Treppe.

Traugott, der keinen Blick von ihr wegwendete, glaubte zu bemerken, daß sie einen Augenblick lang mit dem Weinen kämpfte; und als sie zu erzählen begann, war ihre Stimme beklommen und unsicher.

Nie hatte er so überwältigend gefühlt, wie sehr er sie liebte; in dieser Mischung von Schüchternheit und Mut, Offenheit und Scham, mit welcher sie ihre einfache Liebesgeschichte vortrug, erschien sie ihm als das unschuldigste, holdseligste Wesen, das er sich denken konnte. Und er war fest entschlossen, seine Rechte auf sie bis aufs äußerste zu verteidigen; er erblickte darin sogar eine heilige Pflicht. Denn er betrachtete ihre Neigung für den vagabundierenden Friedrich als eine Verirrung, und zweifelte nicht daran, daß sie nur in der Ehe mit einem so tüchtigen und soliden Manne, wie er es war, ihr Lebensglück finden könne. War er doch derjenige, welcher durch eine weise Auswahl ihr entgegengeführt worden war, während sie den andern, jenen lästigen Friedrich, nur von ungefähr, durch einen Zufall, auf der Straße kennengelernt hatte. Er hörte es eben aus ihrem eigenen Mund.

Als ihre Schwester im Frühjahr schwer krank war, wurde sie von ihrem Vater in Begleitung der alten Magd oft über den ganzen Tag zur Pflege hinübergeschickt. Aber eines Tages hatte die Alte heftige Gichtschmerzen in den Füßen; und da beide nicht wagten, dem erhaltenen Befehle zuwider zu handeln und zu Hause zu bleiben, gingen sie miteinander bis in die Anlagen; dort blieb die Magd zurück, und Merene trat allein den Weg an. „War das schon unrecht?“ sagte sie mit einem schüchtern fragenden Blick auf Friedrichs Vater. Und wie sie so hinging, den Korb am Arme, der ihr etwas schwer zu werden begann, begegnete sie einem jungen Mann. — „Sie werden schon erraten haben, daß es Ihr Sohn war,“ fuhr sie beherzter fort. „Er war mir schon bekannt; wiederholt, wenn ich mit dem Vater oder der Magd ging, hatte ich ihn vor einem Bauernhause am Weg sitzen gesehen. Als er mich nun herankommen sah, blieb er stehen und sagte freundlich: ‚Oh, heute allein?‘

„Ja,“ sagte ich darauf, „aber verraten Sie niman-

dem, daß ich allein gegangen bin, denn es ist ein Geheimniß.' Er antwortete lachend, Geheimnisse seien gut aufgehoben bei ihm; dann erbot er sich, mir den Korb ein Stück zu tragen. Darüber war ich sehr froh, denn ich bin schwächlich und nicht gewohnt, viel Bewegung zu machen. Unversehens kamen wir so bis an das Haus der Schwester. Die Zeit war mir vergangen, ich wußte nicht wie. Dort gab er mir den Korb zurück und verabschiedete sich. Da hatte ich ein solches Verlangen, ihn wiederzusehen, daß ich ihn fragte, ob er nicht in zwei Tagen um dieselbe Zeit wieder auf der Straße sein wolle. War das schon unrecht?"

Sie sah den Alten abermals ernst fragend an, und Traugott ärgerte sich beinahe, daß dieser nur schmunzelte, statt gleichfalls ernsthaft ihre Frage zu verneinen.

„Er hatte mir über alle Beschreibung gefallen. Tag und Nacht dachte ich an ihn, ich konnte mich nicht trennen von der Erinnerung an ihn, ich ging umher wie im Traum. Ich zitterte bis ins Innerste bei dem Gedanken, er könnte nicht wiederkommen. Und als ich nun nach endlosen zwei Tagen glücklich an die verabredete Stelle kam, klopfte mir das Herz zum Zerspringen, und als ich ihn endlich erblickte, war ich so selig darüber, daß ich ‚Gott sei Dank!‘ sagte, ich wäre trostlos gewesen, wenn Sie nicht wiedergekommen wären!“ Darauf gab er nicht gleich eine Antwort, sondern ergriff meine Hand und sagte dann: ‚Oh, wer auf eine öde Insel im Weltmeer verschlagen ist und sich verlassen glauben muß für immer, seinen Schmerzen, seiner Sehnsucht überlassen, der kann nicht seliger sein als ich jetzt bin, wenn er endlich einem lebendigen Wesen begegnet, einem Wesen, das seine Muttersprache spricht!‘ Das sagte er, und ich habe mir seine Worte gemerkt, als hätte ich sie selbst gesprochen, weil sie so genau ausdrückten, was ich selbst empfand.“

„Nun und darauf fiel er Ihnen um den Hals, der Heißsporn — nicht wahr? Es ist aber nicht unbegreiflich, das muß ich gestehen.“

„Um den Hals? Wer? Wem um den Hals? Wo denken Sie hin! Darauf sagte ich, wie vergnügt ich sei, daß er ein ähnliches Gefallen an meiner Gesellschaft empfinde, wie ich an der seinen, und dann unterhielten wir

uns weiter von lauter angenehmen, schönen, freudigen Dingen. Er wartete den ganzen Tag in der Nähe des Hauses, um mich wieder zurückzubegleiten. Ich war überglücklich. Ich fand es so grenzenlos angenehm, alles sagen zu dürfen, was mir einfiel, ohne abgewiesen oder gescholten zu werden! Aber zugleich war ich doch traurig; denn es schien mir sehr wahrscheinlich, daß ich für lange Zeit zum letztenmal hinübergangen sein dürfte, weil die Schwester wieder ziemlich hergestellt war und der Vater es überhaupt ungern zugelassen hatte. Deshalb machten wir, bevor wir in die Anlagen kamen, wo die Magd auf mich wartete, noch einen Umweg, und ich zeigte meinem Freund unsern Garten, der an der Stadtmauer liegt, wo die Anlagen aufhören und der Stadtgraben beginnt. Denn damals, als die Anlagen erweitert wurden, war mein Vater sehr böse, weil er keinerlei Lärm ertragen kann und fürchtete, daß die Kinder und Spaziergänger vor der Mauer ihm den Aufenthalt im Garten unerträglich machen würden. Ich glaube, er war es, der bewirkte, daß der Graben nur bis zur Grenze unseres Gartens zugeschüttet wurde. Gerade dort, am Ende des Gartens, steht ein Häuschen, von dessen flachem Dach man über die Mauer bequem hinüberschauen kann. Ich bat nun Friedrich, er möge den Staub und die Sonnenhitze in den neuen Anlagen nicht scheuen und manchmal dort auf und ab gehen, damit ich ihn wenigstens sehen könne. Denn Sie müssen wissen — oder hab' ich es Ihnen schon gesagt? — ich komme fast nie aus dem Hause; vielleicht vier-, fünfmal im Jahr nimmt mich der Vater zur Schwester hinüber, das ist alles. Aus diesem Grunde waren wir sehr betrübt beim Abschied. Friedrich versprach, gleich am nächsten Vormittag in die Anlagen zu kommen. Als ich aber nach dem Abendbrot noch in den Garten ging, stieg ich in meiner Ungebuld und Betrübniß auf die Terasse und hätte am liebsten den nächsten Vormittag gleich dort erwartet. Es war eine milde, klare Mondnacht; und ich weinte bittere Tränen in dieser lautlosen Einsamkeit. Wenn es in meiner Macht gestanden hätte, um den Preis meines übrigen Lebens den undurchdringlichen Schleier zu lüften, der über der Zukunft und über der Welt lag, damals wäre ich für eine einzige Stunde des Wissens und der Freiheit mit Freuden

gestorben, so wertlos, so unnütz schien mir mein Dasein. Und weil ich aus dieser Trostlosigkeit keinen Ausweg fand, begann ich zu beten, obwohl der Vater das Beten nie leiden konnte. Aber es schien mir wie eine letzte, äußerste Zuflucht; und ich sagte zu Gott: Oh, wenn es wahr ist, daß du die Welt erfüllst und alle Wesen mit deiner Liebe erhältst und keines unnütz ist, weil du es ja geschaffen hast in deiner ewigen Weisheit, so laß auch mich nicht untergehen in Einsamkeit und Dunkelheit! — Da vernahm ich plötzlich unten in den Anlagen ein Geräusch von Schritten, eine Gestalt schwang sich behend über das Gitter, der Sand kollerte die Böschung hinab, und ich erkannte in der Klarheit des Mondlichtes Friedrich, der sich das Gitter entlang am Rande der Böschung hinwand. „Ich bin es, ich!“ rief er zu mir herauf; und außer mir vor Entzücken und Glück sagte ich: „Ja, du bist es!“ Denn ich empfand ihn von diesem Augenblick an wie ein Gottesgeschenk, wie ein geweihtes Wesen, das mir angehörte durch den Willen einer höheren Macht. Und so kam er jede Nacht, immer sagte er: heute ist es zum letztenmal, und immer sagte ich: nur noch morgen! — bis ich endlich, ohne seine Einwilligung, ohne sein Vorwissen zu ihm geflohen bin. Ich allein habe alle Schuld, ich allein habe alles zu verantworten —!“

Traugott war mit dieser Darstellung ganz und gar nicht einverstanden. Er wollte erwidern, daß es nach den neueren Anschauungen über den lieben Gott unzulässig sei, ihm eine derartige durch Gebet zu provozierende Einmischung in den Lauf der irdischen Angelegenheiten unterzuschieben, und daß man leider eine solche Auffassung als Aberglauben bezeichnen müsse; aber indes er nach Worten suchte, um seine Meinung schonungsvoll auszudrücken, sagte Friedrichs Vater teilnehmend:

„Liebes Kind, und wie stellte sich mein Sohn denn seine und Ihre gemeinſame Zukunft vor? Er muß doch darüber mit Ihnen gesprochen haben?“

„Besten Herr! Hätte er denn davon sprechen sollen? Er sagte mir doch gestern ausdrücklich, welche Überwindung es ihm gekostet habe, nichts über unsere Zukunft zu sprechen; aber seine Armut und Verlassenheit sei allzu groß gewesen.“

„Was war denn dann der Anlaß, der Sie auf die unglückliche Idee gebracht hat, heimlich — hm, ich meine, es war doch früher die Rede davon, daß mein Sohn Sie verleitet haben soll, mit ihm zu fliehen, und Sie sagten — ich meine, liebes Kind, was hat Sie denn eigentlich dazu veranlaßt, wenn es nicht seine Versprechungen gewesen sind —?“

Merene heftete schweigend ihre Augen auf Traugott. Dann sagte sie zögernd: „Ich — ich hielt es nicht länger aus. Ich habe es getan, weil ich unglücklich war, weil ich verzweifelt war, weil ich keinen anderen Ausweg wußte — weil — weil ich nicht anders konnte!“

Den Alten schien diese ausweichende Antwort zu verstimmen; er wiegte den Kopf und schwieg.

Nun fühlte sich Traugott bewogen, das Wort zu ergreifen.

„Teures Fräulein,“ begann er mit einiger Feierlichkeit, „da mich eine höhere Fügung in den Kreis Ihres Lebens geführt und meine Wege so bedeutsam mit den Ihrigen verschlungen hat, und da ich überdies die Ehre habe, mit Ihnen verlobt zu sein, so erlauben Sie mir, daß ich mit meinen schwachen Kräften dazu beitrage, diese mißliche Angelegenheit aufzuklären. — Deshalb hören Sie, mein Herr: das Fräulein ist aus dem väterlichen Hause geflohen, weil der Herr Präsident, ihr Vater, in einer nie genug zu beklagenden, wenn auch vielleicht durch die Vorwehen seiner schweren Erkrankung zu erklärenden Aufwallung — weil — weil der Herr Präsident das, was er sich und seiner Stellung schuldig ist, leider so weit vergessen konnte, daß er sich hinreißen ließ — ich muß es aussprechen, so peinlich es mir auch ist — in dem Augenblick, als ihm das Fräulein von den Beziehungen zu Ihrem Sohne Mitteilung machte — es ist in der That sehr schmerzlich, diesen dunklen Augenblick in dem Verhältnis eines sonst so ausgezeichneten Vaters zu einer so liebenswerten Tochter berühren zu müssen —“

„Woher wissen Sie —?“ unterbrach ihn Merene mit Bestürzung.

„Aus Ihrem eigenen Munde,“ versetzte Traugott triumphierend. „Ja, mein teures Fräulein, ich weiß, daß

ich mich noch in Ehren Ihren Verlobten, Ihren künftigen Gatten nennen darf; denn ohne daß Sie es ahnten, habe ich heute nacht vor dem Fenster Ihr Weisammensein mit jenem — mit jenem anderen bewacht."

„Ei!“ sagte Friedrichs Vater. „Das ist gerade keine beneidenswerte Situation!“

„Wenn ich auch erst jetzt erfahre,“ fuhr Traugott eifrig fort, „daß meine Anschuldigung nicht ganz richtig war, mein Herr, so hat doch Ihr Sohn es nur seinem verhältnismäßig anständigen Betragen und rechtzeitigen Verlassen des Zimmers zuzuschreiben, daß ich mir aus Rücksicht für den erregten Gemütszustand des Fräuleins Zurückhaltung auferlegte. Aber Sie sehen ja selbst ein, wie trostlos es ist, diejenige, um welche man geworben hat, plötzlich in den illegitimen Armen eines anderen zu sehen!“

Die Erinnerung an diesen Anblick übermannte ihn wieder; er wendete sich zu Merene, um ihr zu beteuern, daß sie ihn gewiß nicht kalt und abweisend gescholten hätte, wenn sie immer in sein Herz hätte blicken können.

Aber Merene hatte ihre Hand auf den Arm des Alten gelegt und sagte, ihre schönen Augen flehend auf sein Gesicht gerichtet:

„Können Sie ihm und mir nicht verzeihen? Wollen Sie also wirklich unverzöhnt fortgehen?“

„Ach Kind, wenn sich die Sache so verhält,“ versetzte dieser gutmütig, „habe ich ja nichts zu verzeihen. Aber Ihre Handlungsweise bin ich nicht Richter. Aber sagen Sie mir,“ fügte er hinzu, indem er sie mit einem aufmerksamen Blick ansah, „Ihr Herr Vater scheint etwas — etwas strenge gegen Sie zu sein?“

Sie wendete sich ab.

„Ach, ich weiß nicht!“ sagte sie leise. „Ich glaube, ich kann ihn nicht behandeln. Das muß der Grund von allem sein: ich hab ihn nie behandeln können!“

„Nun, das kommt ja vor zwischen Vätern und Kindern. Sehen Sie, liebes Fräulein, mein Sohn kann mich auch nicht behandeln, und ich habe ihn doch wieder aufgesucht, obwohl er mich beleidigt und wegen einer geringfügigen Ursache verlassen hat.“

„Aber wie kommt es, daß Sie gegen mich so gütig und nachsichtig, und gegen ihn so hart und grausam waren?“

„Er scheint mich Ihnen ja in einem recht vorteilhaften Licht gezeigt zu haben! Liebes, schönes Kind, der Mensch ist ein Spielball unberechenbarer Verhältnisse, wie Sie selbst erfahren haben. Meine zweite Frau war keine gute Stiefmutter, und Alfons war kein liebenswürdiges Kind; sie konnten einander nicht ausstehen. Um des lieben Hausfriedens willen nahm ich ihm also einen Hofmeister, damit er meiner Frau mehr aus den Augen gerückt war. Ich hatte den Betreffenden im Wirtshaus kennengelernt, wo er sich mir durch ein ausgezeichnetes Benehmen und umfangreiche Kenntnisse sehr vorteilhaft präsentiert hatte. Er war aber, wie sich leider zu spät herausstellte, ein überspannter Mensch voll unpraktischer Ideen, der Alfons als Versuchsobjekt für unreife, pädagogische Experimente benützte und den Kopf dieses tollen Burschen innerhalb weniger Jahre in heillose Verwirrung brachte. Nichtsdestoweniger liebte ihn Alfons so fanatisch, daß ich, als der Hofmeister krank wurde und starb, beinahe für seinen Verstand fürchtete. — Es war in der That kaum auszukommen mit ihm; er wurde immer unzufriedener, beklagte sich unaufhörlich über Gott und die Welt und gab mir bei der Gelegenheit zu verstehen, daß ich im Vergleich mit dem Verstorbenen oder auch überhaupt keinen Schuß Pulver wert sei. Zwei Jahre ertrug ich dieses Unwesen — mit Überwindung, das dürfen Sie mir glauben. Aber eines Tages trieb er mich mit seinem Hochmut, seiner Unduldsamkeit, seinem anmaßenden Besserwissen in einen solchen Zorn, daß ich nicht mehr an mich halten konnte. Er berief sich nämlich bei allen seinen verrückten Behauptungen immer mit Stolz auf seinen ehemaligen Lehrmeister, und da sagt' ich ihm endlich wütend, er solle mich mit der ewigen Erinnerung an diesen Kerl verschonen, der nichts anderes gewesen sei als ein Schwindler, ein Narr, und ihn mit seinen Dummheiten gänzlich unsähig gemacht und verdorben habe. — Er ließ mich gar nicht ausreden. Ich glaubte schon, er würde sich in seiner blinden Hestigkeit auf mich stürzen; aber dann stieß er nur zwischen den Zähnen etwas heraus, „das macht die Schale über-

fließen' oder 'das schlägt dem Faß den Boden aus' oder dergleichen, ich erinnere mich nicht mehr, und dann rannte er hinaus. Er ist nicht mehr zurückgekommen."

Friedrichs Vater schwieg in einiger Bewegung, und Merene, zu Traugotts Reid, lehnte sich zutraulich an seine Schulter.

"Wenn Sie wüßten, mit welcher abgöttischen Liebe er an jenem Manne hängt!" sagte sie. "Und daß er aus Treue gegen sein Andenken Ihr Haus verließ, wo er in sorglosem Reichthum leben konnte, um in der Fremde ein kümmerliches Dasein zu führen, müssen Sie das nicht bewundern?"

"Sie sind eine kühne Sachwalterin!" versetzte der Alte lachend. "Wenn ich aber etwas an ihm bewundern soll, so wär' es am ehesten sein, verhältnismäßig anständiges Betragen', wie dieser junge Mann sich ausdrückt. Soviel Selbstbeherrschung hätte ich ihm wahrhaftig nicht zugetraut! Gehen Sie also, liebes Fräulein, und suchen Sie ihm begreiflich zu machen, daß diese verjährten kindischen Mißhelligkeiten doch kein Grund sein können, daß wir in lebenslänglicher Feindschaft leben. Ueberdies hat sich jetzt so manches geändert; und aus Ihrem Munde wird er hoffentlich die Vernunft lieber hören als aus dem meinigen."

"Und Sie? Gehen Sie dennoch fort?"

"Ich komme Ihnen nach. Aber ich möchte vorher noch ein Wort mit dem Herrn Doktor sprechen."

"Und womit kann ich Ihnen noch dienen?" fragte Traugott ungeduldig, als Merene fort war. Er brannte danach, ihr zu folgen, um sie mit Friedrich nicht allein zu lassen.

"Sagen Sie mir nur," fragte Friedrichs Vater und winkte ihn vertraulich näher, "Sie werden ja hier Bescheid wissen: das Verhältnis zwischen dem Präsidenten und seiner Tochter scheint sehr sonderbar gewesen zu sein?"

"Nun ja, wie man's nimmt," erwiderte Traugott zurückhaltend. "Der Herr Präsident ist ein sehr strenger, in sich verschlossener Mann, der mit aufreibenden Berufspflichten vielleicht etwas mehr beschäftigt war als mit den Aufgaben eines zärtlichen Vaters —"

„Aber machen Sie doch keine Umschweife! Ich frage aus guten Gründen. — Denn als Sie mir zu verstehen gaben, daß der Präsident das arme Mädchen irgendwie mißhandelt hat, erinnerte ich mich an gewisse Gerüchte, die seinerzeit bei dem Tode der Frau herumgetragen wurden. Es ist Ihnen wahrscheinlich bekannt, daß seine Frau ihrem Leben selbst ein Ende gemacht hat --“

„Nein!“ sagte Traugott betroffen.

„Ja, das war eine böse Geschichte! Aber es ist schon so lange her, daß ich mich nicht mehr genau an die Einzelheiten erinnere. Es muß wohl vor fünfzehn oder sechzehn Jahren gewesen sein; das jüngste Kind, diese Merene, konnte damals noch nicht zwei Jahre alt sein. Die Sache hatte so viel Staub aufgewirbelt, daß der Präsident seine Stellung in der Residenz aufgab und sich hierher zurückzog. Zuverlässiges darüber hat allerdings niemand erfahren. Er galt allgemein als ein Tyrann, der seiner Frau mit unberechenbaren Launen und grundloser Eifersucht das Leben verbitterte. Viele behaupteten hingegen, seine Eifersucht sei keine grundlose, und üble Erfahrungen hätten ihn dazu gebracht. Es hieß, daß er diese Tochter, die nach einer ziemlich langen Pause auf die Welt kam, nicht als sein Kind anerkennen wollte. Deshalb sei die Frau mit der Kleinen ins Wasser gesprungen. Das Kind wurde gerettet, sie aber kam um. Ich weiß nicht, was davon wahr ist; aber während der Erzählung dieses armen Mädchens fiel mir die Geschichte wieder ein.“

Traugott war ganz niedergeschmettert durch diesen kurzen Abriß aus dem Vorleben seines Gönners. Er murmelte etwas über das böswillige Geschwätz der Leute; wenn er sich jedoch vergegenwärtigte, wie kalt und hart der Präsident seiner Tochter gegenüber stets gewesen, so schien ihm alles, was er eben vernommen hatte, sehr wahrscheinlich.

Friedrichs Vater erging sich dann in wohlgefälligen Äußerungen über Merene; er fand zwar schließlich, daß sie eine kleine Neigung zu romantischer Überspanntheit zu haben scheine, die er aber wohlwollend auf die besonderen Verhältnisse schob, in denen sie aufgewachsen war. „Und überdies,“ fügte er hinzu, „ist Alfons selbst so überspannt, daß

diese Eigenschaft kein Hindernis für eine glückliche Ehe bilden wird."

„Wie?“ sagte Traugott, durch diesen Schluß aus seinen Gedanken aufgeschreckt. „Was wollen Sie damit sagen? Fräulein Merene ist und bleibt meine Braut!“

„Das ist doch nicht Ihr Ernst? Unter den obwaltenden Umständen —“

„Gewiß ist es mein Ernst. Ich habe das Wort des Präsidenten und werde auf das, was mein Recht ist, unter keinen Umständen verzichten.“

„Aber was wollen Sie denn machen? Sie können doch das arme Mädchen nicht zwingen?“

„Was ich will, das ist meine Sache,“ antwortete Traugott mit einem abweisenden Blick. Der Gedanke, daß er freiwillig zurücktreten könnte, hatte keinen Raum in seiner Auffassung der Verhältnisse; er war fest überzeugt, daß Merene über kurz oder lang zur Vernunft kommen und ihre Liebe ihm zuwenden werde. Er sann nur darauf, wie Friedrich und dessen Vater vorläufig aus dem Hause zu entfernen wären. Bei diesem Vorhaben erschien ihm der Arzt, der eben eintrat, als ein willkommenener Bundesgenosse.

Er fragte sogleich, ob es nicht im Interesse des Patienten höchst wünschenswert wäre, daß die tiefste Ruhe im Hause herrsche und alle Besucher ferngehalten würden. Um sich als Mitglied der Familie zu bekunden, überwand er auch das Grauen, welches ihm der Zustand des Präsidenten einflößte, und folgte mit Merene dem Arzt in das Krankenzimmer. Mit einer mächtigeren Ergriffenheit, als er je in seinem Leben empfunden hatte, betrachtete er das verfallende Antlitz desjenigen, der ihm immer als Vorbild und Muster vorgeschwebt hatte, und über welchem er jetzt den schweren Schatten eines verfehlten und verunglückten Lebens dämmern fühlte, den Schatten jenes alten Unglücks, jener alten Schuld, deren dunkles Rätsel von diesen erstarrten Lippen nicht mehr gelöst werden konnte. Und dann hefteten sich seine Augen mit noch innigerem Gefühle auf die jugendliche Gestalt, die in sich versunken zu Häupten des Bettes stand, auf dieses lieblich blühende Leben, das schon einmal dem Tode geweiht war, und das sich so einsam unter dem Unstern des väterlichen Hauses

entfalten mußte. Aber inmitten seiner Teilnahme bewahrte er noch einen Rest seiner Verständigkeit, und er dankte heimlich Gott, daß niemand in der Stadt etwas von diesen Geheimnissen seines Vorgesetzten wußte. Denn wenn irgendein lebendiges Wesen davon Kunde gehabt hätte, so wäre die Tante sicherlich dahinter gekommen. Ebenso schien es ihm ein glücklicher Umstand, daß Friedrich und sein Vater gänzlich fremd in der Stadt waren; er konnte daher hoffen, daß auch die Vorgänge dieser Nacht unbekannt bleiben würden.

Als der Arzt, welcher den Zustand des Präsidenten als einen hoffnungslosen bezeichnet hatte, fortgegangen war, und Friedrich mit seinem Vater sich anschickte, das Haus zu verlassen, schwankte Traugott, ob er hier bleiben oder gleichfalls nach Hause gehen sollte. Er entschied sich schließlich für das letztere; denn es war Essenszeit, die Tante wartete auf ihn, und Merene hatte sich zurückgezogen. —

Zu Hause angekommen, fühlte er sich so müde und verstimmt, daß er sich kurz entschuldigte und ohne gegessen zu haben in sein Zimmer verschwinden wollte. Da aber zerriß er den Faden der verwandtschaftlichen Langmut, den er unwissentlich schon so lange angespannt hatte.

„Erlauben Sie mir, das übersteigt denn doch alle Begriffe,“ sagte die alte Dame konsterniert. Und dann fragte sie ihn mit Nachdruck, ob sie sich die ganze Zeit her als teilnehmende, fürsorgliche Freundin bewiesen habe oder nicht? Ob sie ihn, als er ganz untröstlich und weltchmerzlich über den Tod seiner Mutter in die Stadt gekommen sei, wie eine zweite Mutter aufgenommen habe oder nicht? Ob sie ihm nicht jeden Wunsch an den Augen abgelesen, seine Wäsche in Ordnung gehalten, seine Lieblings Speisen gekocht, sein Zimmer täglich zweimal abgestaubt habe? „Und das ist nun mein Lohn,“ schloß sie und trocknete sich die Augen.

„All dies erkenne und schätze ich gewiß,“ versetzte Traugott besänftigend. „Aber ich bin ermüdet, ich bin nicht wohl —“

„Glauben Sie, daß ich das nicht merke? Glauben Sie, daß ich mir keine Sorgen mache, wenn Sie schweigend in Ihr Zimmer gehen und sich einschließen? Was fehlt Ihnen

benn? Warum sind Sie denn seit einiger Zeit gänzlich verwandelt? Aber ich weiß wohl, was Ihnen fehlt: Sie wollen es bloß vermeiden, von der Geschichte in der Mäuseburg zu reden —“

„Verzeihen Sie, beste Tante,“ sagte er noch sanftmüthiger, weil er sich durchschaut sah, „aber ist es nicht begreiflich, daß mich der Unfall, der meinen Vorgesetzten betroffen hat, schmerzlich ergreift?“

„Unfall? Freilich ist es ein bedauerlicher Unfall für einen Vater, wenn ihm die Tochter bei nachtschlafender Zeit aus dem Haus entläuft — ja, lieber Nefse, machen Sie nur große Augen! Haben Sie in der That geglaubt, daß alles, was dort vorgeht, der übrigen Welt ein unverbrüchliches Geheimnis bleibt —? Ich weiß alles, wenn auch Sie darüber ein so liebloses Stillschweigen bewahrt haben. Sie waren auf dem besten Weg, dem alten Fuchs in die Falle zu gehen, gestehen Sie es nur —“

„Wieso?“

„Nun, wenn Sie nicht die Absicht hatten, dieses Mädchen zu heiraten, desto besser. Aber unmöglich kann es Ihnen entgangen sein, daß der Präsident mit seinen Einladungen nur bezweckte, seine Tochter an den Mann zu bringen? — Wer weiß, wie oft dieses Mädchen schon hinter seinem Rücken oder gar mit seiner Zustimmung sich nächtlich herumgetrieben hat!“

„Aber beste Tante, ich kann Sie versichern —“

„Ja natürlich, Sie können darüber nichts wissen! Aber wenn Sie hören würden, was man sich über die Vergangenheit des Präsidenten erzählt —“

„Sie wußten doch jeinerzeit, als ich Sie über die Privatverhältnisse des Präsidenten befragte, gar nichts Näheres?“

„Seinerzeit! Aber seither habe ich alle Ursache gehabt, mich nach ihm zu erkundigen, da ich doch mit der Möglichkeit rechnen mußte, in Verwandtschaft mit ihm zu kommen. Gott! wenn ich denke, daß diese Krankheit nicht dazwischengetreten und die saubere Wirtschaft, die in diesem Hause herrscht, nicht aufgedeckt worden wäre! Sie dürfen wahrhaftig Gott danken, daß Sie mit einem blauen Auge davongekommen sind. Ein solcher Skandal ist seit Menschen-

gedenken in unserer Stadt nicht dagewesen. Es ist ja unerhört: ein junges Mädchen aus gutem Hause, das bei Nacht herumstreicht und sich am Morgen von zwei jungen Männern heimbegleiten läßt!"

Sie erging sich noch weiter in sittlicher Entrüstung, und Traugott sah mit Schrecken, daß sich der Stadtklatsch dieses Ereignisses schon vollauf bemächtigt hatte.

Die Darstellung der öffentlichen Meinung durch die Tante wirkte auf ihn wie ein kaltes Sturzbad. Ihm war, als erwache er aus einem langen Traum. Klar und deutlich stieg die Einsicht in ihm auf, daß er nun, da Merenes Flucht in der Stadt ruckbar geworden, nicht mehr daran denken durfte, dieses Mädchen zur Frau zu nehmen. Aber der Gedanke, daß er auf sie verzichten, daß alles aus sein sollte, erfüllte ihn mit einem wilden, rebellischen Schmerz. Und während er, peinlich bemüht, von seiner Erregung nichts merken zu lassen, mechanisch aß, was die Tante ihm vorsetzte, kämpfte er den schwersten Kampf seines Lebens aus. — Sollte er wirklich dieses liebe Geschöpf nicht besitzen dürfen? Und warum sollte er nicht? Er konnte ja mit Merene in eine andere Stadt ziehen, wo niemand ihre Geschichte kannte! Aber er fühlte allzu deutlich, daß es mit seinem Gewissen unvereinbar war, ein Geheimnis auf sein fleckenloses Leben zu laden, daß es sich mit seinen Begriffen von Ehre nicht vertrug, eine Verheimlichung zur Grundlage seiner ferneren bürgerlichen Existenz zu machen. Ueberdies unterlag es keinem Zweifel, daß Friedrich alle Hebel in Bewegung setzen und alle solche Versuche vereiteln würde, um Merene für sich zu gewinnen. Und der Wahn, daß es ihm gelungen wäre, Merenes Herz dennoch zu erobern, daß sie ihm Friedrich nur deshalb vorgezogen habe, weil sie ihn selbst noch gar nicht kannte, verdoppelte die Qualen seiner Entsagung.

Aber als er sich vom Tische erhob, hatte er ausgerungen. Es stand fest bei ihm: er wollte seine Musterhaftigkeit durch nichts kompromittieren. Mit diesem Entschlusse hoffte er das Gleichgewicht seiner Seele wieder hergestellt zu haben. Er sagte der Tante, daß er infolge der durchwachten Nacht sehr erschöpft sei und zu Bett gehen wolle.

Und als er nun still unter seiner Decke lag, und die Sonne so lachend aufs Fenster schien, und der Kanarienvogel so laut sein Lied in die ruhige Straße hinausschmetterte, und die Uhr an der Wand so friedlich ihren gleichmäßigen Gang weiter tickte, da überfiel ihn eine große Wehmut, so daß er sein Gesicht nach der Wand kehrte und bitterlich zu weinen begann. Er weinte, weil er sich ärgerte, daß gerade ihm diese Schande angetan werden mußte, weil es ihn schmerzte, daß er sein Gefühl und seine Zeit verschwendet hatte, weil es ihn wurmte, daß er an Friedrich nicht Rache nehmen konnte und ihm das Mädchen überlassen mußte; aber vor allem weinte er, weil in der Tiefe seiner Seele die Ahnung erwacht war, daß mit Merene ein einzig süßes, unwiederbringliches Glück aus seinem Leben schied, ein Glück, das wie ein leuchtendes Meteor für einen Augenblick auf seinem Firmament emporgestiegen war und nun für immer erlosch.



Hendel-Bücher

Bibliothek der Gesamliteratur.

Die neuen Nummern:

2161. **Condovi**, Michelangelo.
2162—2165. **Reuper**, Tierfabeln.
2166—2175. **Schiller** in seinen Briefen.
2176. 2177. **Streichler**, Schillers Flucht von Stuttgart.
2178. **Plinius der Jüngere**, Briefwechsel mit Trajan.
2179. **Luther**, Großer Katechismus.
2180—85. **Sienkiewicz**, Im Strudel.
2186. **Voltaire**, Merope.
2187—2190. **Schlotzermacher**, über Freundschaft, Liebe und Ehe.
2191—2194. **Bethoven**, Briefe.
2195—2206. **Apelt**, Methaphysik.
2207. 2208. **Gukhrow**, G., Gedichte.
2209—2214. **Metastasio**, Dramen.
2215. **Eurgenjew**, Gnadenbrot.
2216—2218. **v. Daymeris**, Ewiglebensmenschen.
2219. **Sheridan**, Lästerschule.
2220. 2221. **Kypke**, Zinzenborf.
2222—24. **Russ**, Novellenbuch I.
2225—30. **Schmid**, G., Philosophie.
2231. **Kolhof**, Tod Iwans d. Grauf.
2232—38. **Poltsi**, Die Vagabunden.
2239—2244. **Lundsgard**, Königin Margarete
2245. 2246. **Gerhard**, Herzensleben.
2247—2250. **Russ**, Novellenbuch II.
2251—54. **Ortman**, Deutsche Sagen.
2255—60. **de Pigny**, Cinq-Mars.
2261—65. **Seiner**, Deutsch-Ostafrika.
2266. **Schäbler-Verasini**, Mänderverregen.
2267—72. **Pisraeli**, David Alroy.
2273—77. **Schind**, Erbe.
2278. 2279. **Chesterfield**, Briefe.
2280—82. **Guseck**, Die wilde Rose.
2283—88. **Amynator**, Buch d. Frau.
2289—92. **Falk**, Goethe.
2293—98. **Gordons**, Gesch. e. Ehe.
2299—2303. **Geißler**, Glücksfucher.
2304—2309. **Rossegger**, Alcibiades.
2310. 2311. **Sirch**, Das Geipenst auf dem Ostglactis.
2312. 13. **Weiser**, Magim. v. Mexiko.
2314. **Mantau**, Mutter Marias Geheimnis.
2315. 2316. **Pailleton**, Die Welt in der man sich langweilt.
2317—2319. **Auerbach**, Barfüßele.
2320—2326. **Ingerlöf**, Jerusalem.
2327—2330. **Glaubrecht**, Die Seimatlosen.
2331—2334. **Goethes** Liebshäften.
2335. 2336. **Seefeld**, Inge Land.
2337—2340. **Pailliers**, Barbey d'Aureville.
2341—2347. **Cröly**, Der neue Khatverus.
2348—2355. **Guseck**, Deutschlands Ehre 1813.
2356—2358. **Auerbach**, Diethelm von Buchenberg.
2359. **Eurgenjew**, Asja.
2360. — Faust.
2361. **Seibel**, Genoveva.
2362—2368. **Ropske**, Das große Jahr 1813.
2369. **Arndt**, Katechismus für den deutschen Kriegsmann.
2370—75. **Salzar**, Cousine Bettie.
2376—82. **Schiffel**, Ettehard.
2183—85. **Schiffel**, Der Trompeter v. Sädigen.
2386. **Schiffel**, Hugiideo — Juniperus.
2387—88. **Schiffel**, Gaudeamus.
2389—91. **Schiffel**, Frau Aventure — Bergpalmen.
2392—98. **Schynk**, Pers. Dichter.
2394—95. **Seefeld**, Seemannstreu.
2396—98. **Pähne**, Galante Schlemmer.
2399. **Storm**, Immensee — Späte Rosen.
2400. **Storm**, Vole Poppenspäler.
2401. **Storm**, Aquis submersus.
2402/3. **Storm**, Der Schimmelreiter.
2404/5. **Storm**, Zur Chronik von Griekhuus.
2406. **Storm**, Felsenhof.
2407. **Storm**, John Riem.
2408. **Storm**, Renate.
2409. **Storm**, Waldwintel.
2410. **Storm**, Ein Bekenntnis.
2411. **Wagner**, Rich., Die Kunst und die Revolution.
2412. **Schnur**, Das Büchlein vom Leben nach dem Tode.
2432. **Lassalle**, Die Wissenschaft und die Arbeiter.

Preis jeder Nummer broschürt 0.85 M., mit Feuerungszuschlag 1.— M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Otto Hendel Verlag (Hermann Giller) Berlin W 9

Hunderttausende
Kunden.

TEILZAHLUNG

Tausende beglaubigte
Anerkennungen.



Die wertvollsten Uhren
und Goldwaren,
Photograph. Artikel u. Apparate,
Sprechmaschinen, Musikinstru-
mente, Bücher und Spielwaren.
Kataloge umsonst u. portofrei.
JONASS & Co., Berlin I. 376
Belle-Alliancestr. 7/10.



Neue Auflage
1921.

Rürschners

Neue Auflage
1921.

Sechs-Sprachen-Lexikon

Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Lateinisch.
Mit einem sechs sprachigen Lexikon geographischer Benennungen und Personennamen, einer Sammlung geflügelter Worte, Sentenzen und dergleichen in fünf Sprachen, einem Fremdwörterbuche, einem Briefsteller in fünf Sprachen, sowie einer Abhandlung über Geschichte und Eigenart der fremden Sprachen nebst Verzeichnis der gebräuchlichsten Abtüzungen.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

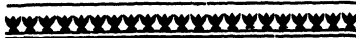
Gebunden in dauerhaften Halbleinenband Mf. 70.—
in dauerhaften und vornehmen Ganzleinenband Mf. 85.—

In höchst eigenartiger Anordnung enthält das Buch im deutsch-fremdsprachlichen Teile, alphabetisch geordnet, das deutsche Wort mit der entsprechenden Übersetzung in allen fünf fremden Sprachen. Der fremdsprachlich-deutsche Teil bringt die Worte der fünf fremden Sprachen in ein Alphabet geordnet mit der deutschen Übersetzung, wodurch erzielt wird, daß auch der Benutzer des Buches, der nicht erkennt, aus welcher Sprache das zu suchende Wort stammt, es rasch finden und übersetzen kann. Die erforderlichen grammatischen Eigenschaften sind jedem Worte sorgfältig beigelegt. — Der Wortschatz ist so umfassend und reichhaltig, daß Rürschners Sechs-Sprachen-Lexikon fünf umfangreiche Wörterbücher ersetzt, die

mindestens fünf mal teurer

sind, als dieses zuverlässige, altbewährte Buch.

Hermann Hillger Verlag in Berlin W 9.



Bei Bedarf in Musikinstrumenten lasse man sich vorher stets gratis und franko unseren Katalog kommen.

Herfeld & Co., Neuenrade No. 116, Westfalen.



Echte Reiher
das vornehm. 10fache
Büschel 25.— M.,
20fache 70.— „,
30 „ 150.— „
40 „ 300.— „
50 „ 500.— „

**Echte Atama
Edelstraußenfedern**
30 cm lang nur 18.— M., 35 cm lang nur
25.— M., 40 cm 45.— M., 45 cm 60.— M.,
50 cm 95.— M. Echte **Straußfeder-
boas** 30.— M., 60.— M., 100.— M.,
300.— M. Hut-, Ball-, Vasen-, Kreuz-
blumen, Laub, Beeren, Pilze, Einzelblu-
men, Ranken. Vers. p. Nachn. Preisl. frei.

HESSE, Dresden, Scheffelstraße.